



Leseprobe

Amanda Svensson

**Ein System, so schön,
dass es dich blendet**

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 14. September 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Besondere Autor*innen, besondere Geschichten: btb SELECTION – Ausgezeichnet. Ungewöhnlich. Erstklassig.

1989: In Berlin fällt die Mauer, in Schweden gebiert eine Pfarrerin Drillinge. 2016: Die Drillinge Isaksson sind in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Sebastian forscht in London am Institut für kognitive Wissenschaften über außergewöhnliche neurologische Phänomene bei Mensch und Tier. Seine Schwester Matilda, eine bipolare Synästhetikerin, übt in Berlin Yoga und führt – im Rahmen ihrer Möglichkeiten – mit ihrem Freund Billy und dessen Tochter Siri ein halbwegs normales Leben. Clara, die Dritte im Bunde, reist auf die Osterinsel, um ihre Familie möglichst weit hinter sich zu lassen und eine Reportage über eine buntgemischte Kommune aus ehemaligen Ökoaktivisten zu schreiben, die mittlerweile resigniert haben und in feierlicher Erwartung dem Weltuntergang entgegensehen.

Ein Familienroman, so bunt wie ein Kaleidoskop.



Autor

Amanda Svensson

Amanda Svensson, geboren in Malmö, ist eine der bekanntesten Journalistinnen Schwedens und für ihre Romane vielfach preisgekrönt. Nach »Ich habe dir immer über alles die Wahrheit gesagt« ist »Ein System, so schön, dass es dich blendet« ihr zweites Buch, das in Deutschland erscheint.

AMANDA SVENSSON

EIN SYSTEM,
SO SCHÖN,
DASS ES
DICH BLENDET

Roman

Aus dem Schwedischen
von Ursel Allenstein

btb

DER BABYBLUES KAM SCHNELL ÜBER die Mutter der Drillinge. Aber davor kamen, versteht sich, die Kinder. Erst Sebastian, dann Clara, dann Matilda. Vielleicht auch in anderer Reihenfolge – anschließend war niemand ganz sicher, denn kurz nach der Geburt gab es eine große Aufregung, als einem der Neugeborenen plötzlich das Herz stehen blieb und der Atem aussetzte. Ein Arzt stürmte ins Zimmer. Ein Kind wurde blitzschnell hinausgetragen und ein Tablett für die frischgebackene Mutter mit Käsebroten, Preiselbeersaft und drei schwedischen Flaggen aus Holz herein (eindeutig schlechtes Timing), und ein Vater – der Vater der Drillinge – stand plötzlich mit leeren Händen da und wusste nicht, was er tun sollte. Er nahm sich ein Käsebroten, während seine Ehefrau, die beiden übrigen Säuglinge an ihre Brüste drückend, die Nachgeburt abstieß.

Erst später würde er einsehen, dass er stattdessen dem Arzt hätte hinterherrennen sollen, der verschwand, um das dritte Kind wiederzubeleben. Möglicherweise hatte er unter Schock gestanden, das dachte seine Frau jedenfalls später, aber das Kind kehrte ohnehin bald darauf zurück – plötzlich lag es wieder in den Armen des Vaters; klein, verschrumpelt und keuchend, aber eindeutig lebendig. Es war wie eine zweite Chance, dachte der Vater, als er auf den flaumigen Kopf seines neugeborenen Kindes hinabblickte, und er beschloss, diese Chance zu ergreifen. Der Vater der Drillinge war nicht dumm. Schon als er zum ersten Mal seine Hand unter den Rock seiner Dentalhygienikerin schob, hatte er zwei Dinge verstanden. Erstens: dass seine Nerven nicht stark genug waren, um auf unbestimmte Zeit ein Doppel-

leben aufrechtzuerhalten, und er deshalb gezwungen wäre, die Affäre seiner Frau zu gestehen – die er eigentlich zutiefst liebte oder von der er zumindest zutiefst abhängig war, und war das nicht im Grunde ein und dasselbe?, grübelte der Vater. Und zweitens: dass die beste Gelegenheit für sein Geständnis just der Moment wäre, in der sie die Verantwortung für nicht nur ein, sondern ganze *drei* Kinder erhalten hatte und folglich nicht allein klarkäme und ihn daher auch nicht vor die Tür setzen konnte.

Diese Einschätzung erwies sich als vollkommen zutreffend. Die Mutter der Drillinge, im normalen Leben Pfarrerin in der Allerheiligen-Gemeinde in Lund, erlebte in den zitternden Minuten, nachdem ihre drei Kinder auf einer Woge aus Blut und Schmerz zur Welt gekommen waren, plötzlich eine so intensive Angst vor der Zukunft, dass sich sogar ihr Gottesglaube davonstahl. Kaum verwunderlich nährte es ihre Angst umso mehr, dass eines ihrer Kinder fast wegen etwas, das die Ärzte später als *plötzliche unerwartete Asphyxie neonatorum ohne bleibende Komplikationen* bezeichneten, über den Jordan gegangen wäre. In den knapp zehn Minuten, in denen sie nur noch zwei Kinder gehabt hatte anstelle jener drei, die monatelang ihre zarten Fußsohlen von innen durch die Bauchdecke gegen ihre Hände gedrückt hatten, erlebte sie eine so grausame und abgrundtiefe Sorge, dass alle späteren Sorgen, auch die von ihrem eigenen Ehemann verursachten, dagegen verblassen. In diesen zehn Minuten hatte sie sich bereit gefühlt, Gott mit dem ersten Bade ihrer Kinder auszuschütten – denn welcher Gott entriss ein Neugeborenes den Armen seiner Mutter, noch ehe sie überhaupt dessen schrumpelige kleine Hand berührt hatte?

Verglichen mit diesem göttlichen Verrat erschien der Verrat jenes Mannes, der ihr, den Mund voller Gouda und Weißbrot, hoch und heilig versprochen hatte, bei ihr zu bleiben und sich um sie und die Kinder zu kümmern, wenn sie über

seine Fummelei mit der Dentalhygienikerin hinwegsehen könne, wie eine Bagatelle.

Damit war nicht gesagt, dass sie nicht weinte und schrie.

Damit war nicht gesagt, dass sie ihm verzieh.

Aber es ging; es ging sogar, glücklich zu sein. Schwindelerregend, jubelnd glücklich über die Kinder, darüber, plötzlich eine Familie zu haben, wenn auch eine etwas angeschlagene und verlogene. Und glücklich über alles Gold dieser Welt, das plötzlich in so strahlenden Farben hervortrat: der Kaffee, die Clementinen, die flatternden Krankenhaushausgardinen an diesem ungewohnt warmen und sonnigen Herbsttag, als der komplizierte kleine Sebastian endlich richtig an ihrer Brust saugte und sich zum ersten Mal satt trank. Alles schmeckte so himmlisch gut. Alle Farben waren so kräftig. Alle körperlichen Empfindungen, auch die schmerzhaften, erreichten eine neue, beinahe erotische Dimension. In einem Berg aus stark duftenden Blumen – denn zu dieser Zeit, Ende der 1980er Jahre, waren Blumen auf der Entbindungsstation noch erlaubt – erlangte die Mutter der Drillinge im Laufe der Woche, die sie mit ihren drei untergewichtigen Kindern im Krankenhaus bleiben musste, langsam ihren Glauben an Gott zurück, und an die himmlische Liebe, zu der zweifellos auch die Liebe zu den Kindern zählte.

Um die irdische Liebe zum Kindsvater war es eindeutig schlechter bestellt, und dennoch hielt sie es noch über zwei Jahrzehnte mit ihm aus. Sie hatte anderes im Kopf. Mahlzeiten. Musikschulgebühren. Geheimnisse.

Am Ende scheiterte die Ehe natürlich trotzdem.

Erst kamen die Drillinge, dann kamen Dramatik und Geheul und wieder Dramatik. Dann eine fast dreiundzwanzig Jahre währende Waffenruhe. Dann schließlich der Tag, als der letzte Drilling von zu Hause auszog; der erstgeborene Sebastian, dem es vielleicht, gerade weil er die Gebärmutter zuerst verlassen hatte, am schwersten fiel, schließlich das

elterliche Nest zu verlassen. Auch wenn er nicht weiter ausflog als bis zu einem Zimmer im Studentenwohnheim Delphi in ein und derselben Stadt. Noch am selben Tag zog auch der Vater in ein Einzelzimmer im Hotel Concordia. Es gab nicht mal eine Minibar, aber Sterne vor dem Fenster, genau genommen einen ganzen Weltraum; er sah aus dem Fenster, und zum ersten Mal in seinem Leben wurde ihm bewusst, dass der Weltraum sehr, sehr groß ist und der Mensch, damit verglichen, sehr, sehr klein.

Dies geschah im Jahr 2012. Die Drillinge waren also im Jahr 1989 geboren worden, im Oktober. Zu Weihnachten hatte ihr Vater der Mutter ein Stück Berliner Mauer geschenkt, das er einem Straßenhändler vor dem örtlichen ICA-Supermarkt abgekauft hatte. Es sollte Versöhnung symbolisieren. Sie schleuderte es gegen die Wand und stillte weiter.

Im Sommer 1994 wurde das südliche Schonen von Marienkäfern überschwemmt. Überall kleine rote Punkte, sogar im Fell des Hundes. Daran erinnerten sich alle drei Geschwister, obwohl sie nie darüber sprachen.

Im Sommer 1999 starb der Hund und wurde fast übergangslos durch einen neuen ersetzt. Wie auch sein Vorgänger war es ein Neufundländer, und sie taufte ihn Bernada. Das hatte nichts mit García Lorca zu tun.

1994 war im Übrigen auch das Jahr, in dem Sebastian durchschnittlich zwei- bis dreimal die Woche ins Bett nässte.

Im Oktober 1989 war im selben Krankenhaus auch ein Mädchen geboren worden, das Violetta getauft wurde. Seine Augen waren bemerkenswert blau, seine Glieder bemerkenswert dünn und sein Atem merklich angestrengt.

Im Frühjahr 1995 lernte Clara das Radfahren, Sebastian und Matilda jedoch nicht. Das wurde wiederum dadurch ausgeglichen, dass sowohl Sebastian als auch Matilda im selben Sommer schwimmen lernten, Clara jedoch nicht. Wer motorisch am besten begabt war, blieb damit barmherzigerweise ungeklärt.

2016 reiste Sebastian nach London, Clara auf die Osterinsel und Matilda nach Västerbotten. Anschließend war keiner von ihnen derselbe. Im selben Jahr pachtete ihre Mutter einen Schrebergarten in St. Månslyckan. An einem frostkalten Februartag begegnete sie dort einem Dachs, dessen strenger Geruch und dessen scharfe Krallen sie für einen Moment zu dem Irrglauben verleiteten, sie stünde wie dereinst Luther auf der Wartburg Aug in Aug mit dem Teufel. Anschließend nannte sie ihren Schrebergarten in Gedanken immer Schreckensglück, ein Name, der sie innerlich mit Leben erfüllte. Dieser Moment war auch der Startschuss für den Wunsch, vollkommen rein zu werden vor Gott, ein Wunsch, der das ohnehin schon ziemlich komplizierte Leben ihrer Kinder vollkommen auf den Kopf stellen sollte.

2004 bekamen sowohl Clara als auch Matilda ihre erste Periode, im Januar bzw. Februar. Sebastian bekam eine Playstation 2.

I

LONDON

ALLE LIEBESGESCHICHTEN, SO VERKORKST sie auch später sind, haben einen unschuldigen Anfang, und dies war Sebastians und Lauras.

Er fragte: Laura Kadinsky?

Und sie antwortete: Das bin ich.

DAS MENSCHLICHE GEHIRN IST ZUGLEICH komplizierter und unkomplizierter, als der Durchschnittsmensch denkt. Das Gehirn ähnelt einem Datenprozessor nur flüchtig, es birgt viel mehr in sich als das chinesische Zimmer. Würde man seine Neuronen auf dem Boden ausrollen, reichen sie dreimal um den Äquator herum. Vorausgesetzt, der Durchschnittsmensch würde täglich etwa zehn Kilometer zu Fuß zurücklegen, bräuchte er sein halbes Leben dafür, eine Runde um den eigenen Schädel zu drehen, und diese Berechnung bezieht noch nicht mit ein, dass das Gehirn oberflächlich betrachtet eine Art Labyrinth ist. Andererseits ist die Komplexität des Gehirns so begrenzt, dass es sich anhand eines geäderten Blattes veranschaulichen lässt. Man kann sich das Rückenmark als den Stiel eines Blattes denken und das Gehirn als das Blatt, das auf der eigenen Handfläche liegt. Man kann sich sein eigenes Leben als Wasser vorstellen, die Seele als Zuckerarten und Chlorophyll. In den Wurzeln des Baums herrscht Elektrizität. Wie bei den meisten Wirbeltieren befinden sich die Wurzeln des Menschen im Kopf. Manche Spinnen haben das Gehirn dagegen im ganzen Körper, und der Blutegel hat zweiunddreißig Gehirne. Im menschlichen Darm befinden sich genauso viele Neuronen wie im Kopf einer Katze, aber das wollen die meisten Menschen nicht wahrhaben.

Alle Wirbeltiere haben ein Gehirn, doch nicht alle Gehirne sind gleich beschaffen. So besteht das menschliche Gehirn beispielsweise aus drei distinkten und genau erforschten Teilen – Zerebellum, Zerebrum und Hirnstamm –, wohingegen das Gehirn des Riesenkalmars eher an einen

Schwimmreifen erinnert, durch dessen Öffnung er die gekaute Nahrung in seinen Körper hineinpresst. In erster Linie unterscheidet sich der Mensch von weniger komplizierten Wesen jedoch durch eine dünne, aber sehr kompakte äußere Schicht, einen goldenen Belag auf der Hirnrinde, den Neocortex. Viele Säugetiere haben ihn, in seiner blanken Oberfläche spiegelt sich der Mensch, wenn er einen scheinbar fröhlichen Delphin im Delphinarium von Kolmården beobachtet. Nichtsdestotrotz besitzt der menschliche Neocortex ein ganz besonderes Extra. Zusammen mit dem frei beweglichen Daumen hat er den Menschen zum Herrn im Haus gemacht, zur Krone der Schöpfung, der einzigen Art auf der Welt, die nicht zur vollkommenen Zufriedenheit in der Lage ist.

Den Preis für dieses zweifelhafte Privilegium bezahlen vor allem die Frauen mit ihren zerfetzten Dämmen, dem heftigen Druck auf die Blase, der vom überdimensionalen Kopf des menschlichen Säuglings verursacht wird. Sebastian Isaksson, sechsundzwanzig Jahre alt, blond, blauäugig, klinisch depressiv, auch wenn er es selbst nicht wusste, Sohn einer Pfarrerin in der schwedischen Kirche und eines Sachbearbeiters beim schwedischen Finanzamt sowie Bruder zweier Frauen, die nicht mehr miteinander redeten, zurzeit wohnhaft in einer erbärmlichen Stудиowohnung in einem südlichen Vorort von London, hatte die biblische Erzählung vom Sündenfall stets als Metapher für die Entstehung des grotesk überdimensionierten Neocortex unseres menschlichen Gehirns interpretiert. Eva, dachte er, hatte nach einem kognitiven Vermögen gegriffen, das jenes überstieg, welches sie bei dem glücklichen Schwein namens Adam beobachten konnte, ihrem Lebensgefährten und ihrer einzigen Stimulanz; mit evolutionärem Instinkt streckte sie sich nach dem Apfel, und Gott sagte: Eva, ich werde dir ein Gehirn mit Fähigkeiten schenken, wie du sie dir in deinem derzeitigen halbvegetativen Zustand nicht einmal vorstellen kannst,

ich werde dich mit Gaben ausstatten wie abstraktem Denken, räumlichem Vorstellungsvermögen, Zeitwahrnehmung, Todesbewusstsein, generalisierter Angst, ich werde dir alles geben, wonach du verlangst, und sogar noch ein bisschen mehr, und dies alles wird aus etwas entspringen, das da heißen soll NEOCORTEX!

Und Eva sagte: Klingt gut.

Und Gott sagte: Um Platz für all das in deinem Kopf zu schaffen, muss ich ihn wie einen Sauerteig zur doppelten Größe anschwellen lassen, und dasselbe soll auch für deine Nachfahren gelten, aber um ein bisschen bösartig zu sein, werde ich nicht gleichzeitig auch dein Becken und deinen Geburtskanal verbreitern.

Und Eva sagte: *Okay. Fine. Whatever.*

Und Gott sagte: Weil dir bislang die Fähigkeit zum logischen Denken fehlt, kannst du noch nichts aus der Kombination dieser beiden Tatsachen schließen, aber wie ich dir verraten kann, wird es dazu führen, dass du und alle anderen Frauen nach dir eure Kinder unter fürchterlichen Schmerzen gebären werdet.

Und Eva sagte: Ich habe keine Angst.

Obwohl sie eine Scheißpanik hatte.

Und damit erwies sie sich des Geschenks wie auch der Strafe würdig, Ersteres durch ihren Mut, Letzteres durch ihren Übermut.

Bei näherer Betrachtung ist der Neocortex nicht das Einzige im Schädel, das unser menschliches Verhalten bestimmt. Man kann sich das Gehirn als ein raffiniertes Gebäckstück aus der Römerzeit vorstellen, eine Matzjoschka aus mehr oder weniger komplizierten Tieren, einer Maus in einem Fasan in einem Schwein. Ganz außen eine goldene Kruste aus Milch und Honig, ganz innen ein panischer kleiner Vogel, eingekapselt in einem Ei. Ohne das ganze Fleisch in

der Mitte würde die Kruste in sich zusammenfallen. Es gibt einen Hirnstamm, ohne den wir nicht atmen und schlucken könnten, ohne den das Herz nicht schlagen könnte. Es gibt einen kleinen Klumpen oberhalb des Nackens, ohne den wir nicht aufrecht stehen oder mit dem Finger über die Haut eines anderen Menschen streichen könnten. Es gibt eine Zwischenschicht aus Funktionen, ohne die unsere menschliche Existenz vollkommen sinnlos wäre: Hippocampus (Erinnerung), Bulbus olfactorius (Geruch) und Ventrikel (Müllbeseitigung). Aber Basisfunktionen hin oder her, am Ende entspringt das Allermenschlichste des Menschen doch aus dem Neocortex, was ihm gewissermaßen auch zu Kopfe gestiegen ist. Er balanciert ganz oben auf der Pyramide. Im Gehirnsystem wird er auch am besten entlohnt und verbraucht 80 Prozent aller Energie. Der Neocortex macht seltsame Fehler bei der Arbeit, schiebt die Schuld aber seinen Untergebenen zu. Der Neocortex ist, mit anderen Worten, der Boss.

Nicht ganz überraschend spiegelt sich die hierarchische Struktur des Gehirns in der physischen Welt, die es mitgeformt hat. Aus Wäldern und Wiesen, trüben Gewässern und halbvermoderten Stegosaurusknochen haben sich Wolkenkratzer und Wassertürme, Laternenpfähle und Ladekräne, Betonpfeiler und Baumkuchen erhoben, alles, was hoch und schön und funktionell ist. Der Mensch hat die Welt vom Boden aus in die Höhe gebaut, so wie auch er selbst aufgebaut ist. Es war also nur natürlich, dass auch das London Institute of Cognitive Science (LICS), eines der führenden Forschungszentren der Welt für alles, was zwischen Synapsen und Syringen geschieht, die Speerspitze der Kognitionswissenschaft, demselben Modell nachempfunden war, das wir im menschlichen Schädel vorfinden.

Das Institut lag im Herzen Londons, einer Stadt, die in der Vergangenheit immerhin einmal einen gewissen Anspruch

darauf erheben konnte, der Mittelpunkt der Welt zu sein. Das Gebäude als solches, ein schickes Ziegelhochhaus, das mit der Zeit durch lauter neue Schichten aus Metall und Putz in die Höhe und in die Breite gewachsen war, besaß eine innere Struktur, die so streng hierarchisch wie komplex war. Buchstäblich ganz unten befanden sich die Tiere, und in den vielen Zwischengeschossen die Arbeiter – mit anderen Worten Sebastian und seine Kollegen. Die Besucher wurden durch die Türen auf der Vorderseite hereingelassen und dann mittels eines komplizierten Systems aus Fahrstühlen und Treppen zwischen den Stockwerken hin und her verfrachtet. Es hieß, viele von ihnen würden nie wieder hinausgelangen, würden wie kurzgeschlossene Nervenzellen durchbrennen und verschwinden.

In höchster und vorderster Lage, mit Blick auf den traditionsreichen Russell Square, in jenem Gebäudeteil, dessen Lage dem präfrontalen Cortex entsprach, befanden sich die Büros der Institutsleiter, säuberlich der Reihe nach angeordnet, von den geringsten bis zu den höchsten Befugnissen. Und vor der dritten Tür von unten stand Sebastian Isaksson an diesem blassen Vormittag im Januar und versuchte, sein Haar über der verschwitzten Stirn zu plätten, damit es anständig aussah. Nachdem ihm das zum wiederholten Male misslungen war, was auch eine vorbeikommende Reinigungskraft bestätigte, gab er schließlich auf und klopfte mit zitternden Knöcheln an die Tür.

Warum war Sebastian so nervös? Teilweise beruhte es darauf, dass er seinem Chef zum ersten Mal begegnete. Während des gesamten Bewerbungs- und Auswahlprozesses für das Forschungsprogramm am LICS hatte Sebastian mit einer Vielzahl an Menschen zu tun gehabt, vom akademischen Talentscout, der eines Tages in der Kantine an der technischen Fakultät in Lund saß und ein Schild mit seinem Namen hochhielt, wie die Taxifahrer an Flughäfen, bis hin zu

dem Wissenschaftler, der ihn an seinem ersten Tag am Institut empfangen hatte – doch der eigentliche Direktor hatte bisher nur über die Rohrpost mit Sebastian kommuniziert. Dass sein Chef der Einzige am Institut war, der dieses alte System weiterhin benutzte, anstatt seine kleinen Informationsbüschchen in die berühmte Wolke einzubetten, hatte Sebastian zu der Vermutung veranlasst, sein Vorgesetzter neige zu jener Exzentrík, wie man sie bei begabten Männern häufiger erlebt. Diese vermutete Exzentrík war der zweite Grund für Sebastians Nervosität – ein Leben, in dem er von exzentrischen Frauen umgeben gewesen war, hatte ihm bewusst gemacht, dass dieser Charakterzug überschätzt war.

Die Tür flog auf.

»Endlich begegnen wir uns, junger Freund! Setzen Sie sich, ich beiße nicht«, polterte Rudolph Corrigan, dieser zwei Meter große, rothaarige Mann, der sich nun im Türrahmen auftürmte. Er trat zur Seite und deutete mit der Hand auf einen Stuhl. Die Hand war so groß wie der Kopf eines durchschnittlichen skandinavischen Zweijährigen, und Sebastian gehorchte, plötzlich von jenem heftigen Wohlbehagen erfüllt, das sich einfinden kann, wenn man sich unvorbereitet in eine Situation begibt, die man eigentlich fürchtet, und dann einsieht, dass man wahrscheinlich, trotz allem, überleben wird.

»Na dann ... Sebastian Isaksson. Von der Universität Lund.«

»Genau, Sir.«

»Altehrwürdiger Lehrstuhl, *n'est-ce pas?* Nicht wie Cambridge, *mind you*, aber das Beste, was ihr in Schweden habt, oder?«, fragte Corrigan, nachdem er sich hinter seinem Schreibtisch niedergelassen hatte.

»Ich muss leider zugeben, dass Lund vor allem in den geisteswissenschaftlichen Fächern einen guten Ruf genießt. In der medizinischen Forschung ist das Karolinska Institutet in Stockholm führend.«

»Warum haben Sie dann nicht dort studiert?«

»Aus privaten Gründen, Sir.«

»Liebe?«

»Angst.«

Das verbotene Wort rutschte Sebastian heraus, ohne dass er es verhindern konnte, glitschig wie ein Aal schlängelte es sich durch den Raum, glitt in Corrigans Rohrpostfach und von dort weiter durch das Synapsensystem des Hauses, und kurz darauf erreichte es jeden Hirnlappen und jeden Menschen und schickte kalte Schauer über jeden Rücken, denn so ist das mit manchen Wörtern; man sollte sie höchstens beim Psychologen laut aussprechen. Rudolph Corrigan war jedoch ein Gentleman, nicht umsonst hatte er zwölf Jahre an einer exklusiven Prep School in New Hampshire damit zugebracht, Eton Mess zu essen, Konversationsfranzösisch zu üben und seine Schuluniform zu bügeln. Er überhörte Sebastians Fauxpas geflissentlich und wechselte das Thema.

»Wie gefällt es Ihnen bei uns? Inzwischen sind Sie ja schon fast einen Monat hier.«

»Sehr gut, Sir. Ich bin überaus dankbar für diese Chance.«

»Sind Sie das?«

»Ja. Oder, was ich eigentlich meine, ist, dass ich sicher sehr dankbar sein werde, wenn ich einmal verstanden habe, was diese Chance beinhaltet. Was ich zugegebenermaßen noch nicht richtig tue. Bisher. Aber ich bin sicher, dass sie großartig ist. Die Chance, meine ich.«

»Ja, denn es ist ja schon eine Art Mysterium, habe ich recht?«

»Ich verstehe nicht ganz, Sir.«

»Was Sie hier tun, Sebastian. Das ist ein Mysterium, oder etwa nicht?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich ein so großes Wort wie Mysterium benutzen würde. Aber ein bisschen unklar ist es schon, das muss ich zugeben.«

»Für mich ist es sonnenklar.«

»Ja, das will ich hoffen«, sagte Sebastian und erlaubte sich ein Lächeln, von dem er hoffte, es würde als wohlwollend, womöglich sogar kollegial, aufgefasst. Corrigan biss jedoch nicht an.

»Es ist so, Sebastian, und jetzt müssen Sie gut zuhören, denn ich werde es nur einmal erklären. Die Zeiten, in denen die Hirnforschung ein Nebenschauplatz der medizinischen Wissenschaft war, deren Ziel darin bestand, Krankheiten zu heilen und kleine Alltagsgeheimnisse zu enthüllen, wie beispielsweise, warum manche Menschen homosexuell werden und andere depressiv, sind vorbei. Wir stehen vor einem Paradigmenwechsel. Worin er besteht, verstehen Sie gewiss selbst.«

(Sebastian verstand es nicht.)

»Deshalb glaube ich, Sie werden auch verstehen, dass die Informationen auch da bleiben müssen, wo sie hingehören.«

(Folglich verstand er auch das nicht, genauso wenig, wie man eine Gleichung verstehen kann, deren zugrunde liegender Nenner unbekannt ist.)

»Mit anderen Worten, es gibt einen Anlass dafür, warum ich dieses verlässliche alte System benutze.«

Liebevoll tätschelte Corrigan seine Rohrpoststation und lehnte sich in seinem Bürostuhl aus schwarzem Leder zurück.

»Wir leben in einer Überwachungsgesellschaft, Sebastian. Ich bin keinesfalls rückwärtsgewandt, denn wie Sie wissen, kann man das in diesem Forschungsgebiet gar nicht sein, aber ich glaube an ein gewisses Maß an Integrität, privat wie geschäftlich. Ich habe vergeblich versucht, diese Einsicht auch in den höheren Ebenen zu vermitteln und ihnen das blinde Vertrauen in diese ›Wolke‹ auszureden, aber seisdrum. Im Grunde sind wir uns hier in der höchsten Etage alle einig, dass wir die Sekrethese wahren müssen. Deshalb

ist dieses Institut nicht länger ein Fürsprecher der Transparenz, und gerade jetzt durchlaufen wir eine strukturelle Neuorganisation nach einem Modell, das sich bereits für kriminelle Netzwerke und Terroristen bewährt hat. Nicht dass wir Kriminelle wären, *mind you*, sondern weil die Kriminellen nun einmal äußerst effektiv vorgehen, wenn es darum geht, das Risiko von Informationslecks zu minimieren. Ich spreche also von einer Aufteilung in Zellen, bei der jede Zelle nur die Information besitzt, die zur Ausführung der ihr zugeordneten Aufgabe notwendig ist. Im Falle einer, sagen wir, Abhöraktion, Entführung oder Ähnlichem hält sich der Schaden in Grenzen, da das Mitglied einer einzelnen Zelle allenfalls ein oder zwei Teilchen jenes Puzzles besitzt, aus dem sich das große Bild zusammensetzt. Verstehen Sie?»

»Ja, Sir.«

»Und Sie verstehen auch, dass wir über ein Puzzle mit tausenden Stücken sprechen? Um so schnell wie möglich zum Punkt zu kommen, ohne selbst das Modell zu unterwandern, das ich Ihnen gerade vorgestellt habe: Ich kann nicht darüber sprechen, was die exakten Gründe dafür sind, warum wir Sie angeworben haben, Sebastian. Vor dem Hintergrund, dass Sie unser Angebot trotzdem angenommen haben, kann ich lediglich den Schluss ziehen, dass Sie das weder abschreckt noch wirklich verwundert. Habe ich recht?»

»Ja, Sir.«

(Das war natürlich weder wahr noch falsch. In der Lage, in der Sebastian gesteckt hatte, als ihn der Talentscout des Instituts ansprach und ihm die Stelle anbot, war es ihm gleichgültig gewesen, was sie beinhaltete; ebenso gleichgültig, wie ob die Sonne am nächsten Tag aufgehen würde oder nicht. Er hätte so ziemlich jedes Angebot angenommen, um aus Lund wegzukommen. Denn in Lund war ihm nichts mehr geblieben; und nichts zu haben, ist in einer neuen Umgebung nicht ganz so quälend. Oder zumindest anders quälend.)

»*Bien!*«

Corrigan klatschte zufrieden in die Hände, ehe er begann, ein paar Papiere auf seinem Schreibtisch zusammenzuraffen.

»Ich habe hier einige Beurteilungen von Barázza... Er sagt, Sie würden sich sehr gut machen. Barázza und Sie gehören zur selben Zelle, aber das haben Sie vielleicht schon verstanden. Bei seinen Lobeshymnen könnte man beinahe denken, Sie wären eine Multibegabung! Aber er ist natürlich auch temperamentvoll, unser Barázza.«

»Eine Multibegabung, Sir?«

»Das sind unsere wertvollsten Mitarbeiter, Sebastian – die Diamanten, die Rosinen, die künftigen Nobelpreisträger. Es ist kein Geheimnis, wer sie sind oder dass sie exakt 4,3-mal so viel verdienen wie Sie, Sebastian. Es handelt sich um Childs, Harvey, Misomoto, Benutti, Jensen... Mich selbstverständlich auch. Und natürlich Travis, unsere entzückende Jennifer Travis! Aber was weiß ich schon, Sebastian, vielleicht schlummern in Ihnen ja verborgene Talente, die wir bislang noch nicht entdeckt haben, das ist durchaus möglich. Ich glaube es allerdings eher nicht, wenn ich ehrlich bin.«

»Nein, sicher nicht, Sir.«

»Wie auch immer: Barázza schreibt hier, dass Sie schnell lernen und kooperativ sind, und vor allem, dass Sie sehr korrekte Schlussfolgerungen aus dem ausgewählten Material ziehen. Ich zitiere: »Eine gewisse anfängliche Unsicherheit scheint nun einem seltenen Scharfsinn gewichen, was die Diagnostik, Katalogisierung und vorzuschreibenden Maßnahmen für jene Fälle von abnormen zerebralen Prozessen betrifft, die bei den ausgewählten Objekten von Zelle 12 beobachtet wurden. Ich empfehle *mit inbrünstiger Leidenschaft*, Isakssons Verantwortungsbereich dahingehend zu erweitern, dass er neben den diagnostischen Gesprächen auch die weitere Verfolgung, Untersuchung und – falls erwünscht – den Versuch

der Behandlung einiger künftiger Objekte in den der Zelle 14s zugeteilten Versuchsgruppen 3A, 3B und 3C übernehmen sollte. Dies, so würde ich vorschlagen, sollte unter der Anleitung des Unterzeichnenden geschehen.« Et voilà, Sebastian! Ihre erste Beförderung wird sogleich vollbracht sein, indem ich meinen kleinen Kringel unter dieses Dokument setze...«

Mit klassischem Machthaberschmiss kritzelte Corrigan seine Unterschrift unter das soeben zitierte Schreiben und schob es zu Sebastian hinüber, der nicht genau wusste, was jetzt von ihm erwartet wurde, und es nahm und einfach nur in die Luft hielt. Corrigan entriss es ihm wieder, faltete es zusammen und schob es noch einmal über den Tisch.

»Nehmen Sie das und geben Sie es Barázza. Er wird Sie über Ihre neuen Aufgaben informieren und welche Geheimhaltungsstufe für eventuelle Ergebnisse gilt. Na, was sagen Sie, sollten wir das nicht feiern?«

Aus einem Schreibtischfach holte Corrigan eine Thermoskanne und ein Päckchen Jaffa Cakes hervor. Sebastian, der schon in den ersten Wochen in England eine Vorliebe für just diese Kekse entwickelt hatte, identifizierte sie als eine teurere Sorte als jene, die er sich selbst gönnte, und entdeckte zu seiner Verwunderung – und seinem stummen Entsetzen –, wie eine Woge des Appetits auf das Leben und ebendiese spezielle Keksmarke, die einen außergewöhnlich hohen Kakaoanteil und eine eher bittere als süße Apfelsinenmarmelade versprach, in seinem Bauch aufbrandete. War es wirklich so einfach? War dies alles, was es brauchte, um das emotionale Fasten zu durchbrechen, das er, seit *das, was passiert war, passiert war*, betrieben hatte – ein bisschen Lob, Fett und Zucker?

»Nun greifen Sie doch zu!«, dröhnte Corrigan und wedelte mit der Kekspackung vor Sebastians Nase herum. »Oder gehören Sie zu diesen Fanatikern, die glauben, Zucker wäre mit Speed vergleichbar? Aufgrund meiner ausgiebigen Er-

fahrungen mit beiden Substanzen kann ich Ihnen verraten:
IST ER NICHT!«

»Natürlich nicht, Sir«, sagte Sebastian und legte sich einen Jaffa Cake in jede Hand. Ihr Duft war berauschend; wie der Duft der aneinanderreibenden Oberschenkel einer Frau, die auf der Straße vorüberging. Erschrocken stellte Sebastian fest, dass ihm fast die Tränen kamen, ob aus Dankbarkeit oder Trauer, war schwer zu sagen, aber beschämend war es nichtsdestoweniger, und er musste sich den Mund vollstopfen, um den Kloß in seinem Hals herunterzuschlucken, ehe er an Corrigan's Schreibtisch von innen heraus gesprengt würde.

»Und wie läuft's mit der Äffin?«, fragte der Chef und klappte seine Stuhllehne in eine mittlere Position, um betont entspannt mit seinem Untergebenen zu plaudern.

»Gut«, presste Sebastian hervor, als der Keksbrei endlich seine Kehle und Tränenkanäle gereinigt hatte.

»Sie müssen wissen, dass es eine sehr spezielle Äffin ist, Sebastian.«

»Ja, das habe ich verstanden, Sir.«

»Ich glaube nicht, dass Sie das wirklich verstanden haben.«

»Ich meine, die Äffin ist überaus intelligent. Fast wie ein Mensch.«

»Auf keinen Fall! Sie ist auf keinen Fall wie ein Mensch, Sebastian! Jetzt bin ich enttäuscht. Ehrlich gesagt. Das muss ich leider zugeben.«

Corrigan betätigte einen Hebel an seinem Stuhl, und die Rückenlehne schnellte mit einem Knacken wieder in die Senkrechte, wodurch sich der Abstand zwischen seinem und Sebastians Gesicht auf unangenehme Weise verringerte.

»Es ist so, Sebastian: Die Äffin, die Sie in Ihrer Obhut haben, ist interessant, weil sie – trotz einer offensichtlichen, wenn auch nicht einzigartig hohen Intelligenz – Zeichen

einer für die menschliche Natur höchst ungewöhnlichen Eigenschaft aufweist. Die Äffin besitzt einen moralischen Kompass, verstehen Sie?»

»Viele Affen –«

»Ja, ja, ich weiß. Aber Sie verstehen nicht: Es ist eine *äußerst* moralische Äffin. Sie hat ihre eigenen Grundsätze, und sie weicht nie davon ab. Ich sage: *Nie!* Ich denke, Sie werden mir zustimmen, dass sich kein Mensch auf dieser Welt mit einer derartigen Konsequenz brüsten kann. Die meisten von uns finden es beispielsweise nicht in Ordnung, sagen wir mal, Menschen zu essen. Und dennoch: Stellen Sie sich vor, Sie sitzen auf einer einsamen Insel ohne Essen fest, zusammen mit einer älteren Dame, die zwei Hüftimplantate und grauen Star und was nicht alles hat. Klar würden Sie die alte Tante umbringen und sie essen, wenn der Hunger zu groß wäre.«

»Nein. Doch. Vielleicht. Vielleicht würde ich es tun. Ich weiß es nicht.«

»Sehen Sie!«, sagte Corrigan zufrieden. »Uns Menschen ist nichts heilig, nicht einmal die allgemein akzeptierte Regel, dass Individuen unserer eigenen Art ein unantastbares Recht auf Leben haben, nicht wahr? Diese Äffin dagegen weicht *nie* von *irgendetwas* ab.«

»Aber, also, was genau sind das denn für Regeln?«, fragte Sebastian mit aufrichtiger Neugier.

»Die Äffin kam vom philosophischen Institut des UCL zu uns. Dort hatte man sie für irgendein moralisches Experiment eingesetzt, verstehen Sie, und sie darauf trainiert, die Mimik von Menschen zu entschlüsseln, die vor verschiedene moralische Dilemmata gestellt wurden. Sie scheint also irgendeine Art von durchschnittlichen, westlichen, jüdisch-christlichen, moralischen Regeln zu besitzen. Nicht töten, nicht stehlen, nicht deines Nächsten Frau begehren und so weiter. Mit dem Unterschied, dass sie diese Regeln sklavisch

befolgt. Vorher habe ich mich selbst um sie gekümmert, aber ich konnte dem Druck nicht mehr standhalten. Um ehrlich zu sein, Sebastian: Ich liebe die Frauen. Im Grunde alle Frauen. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin glücklich verheiratet mit einer ganz außerordentlichen Frau, aber wir führen eine offene Beziehung. Das habe ich der Äffin zu erklären versucht. Ganz oft. Aber sie weigert sich, meine Sicht der Dinge zu akzeptieren.«

Vor seinem inneren Auge sah Sebastian Corrigan und die Äffin in eine lebhaftige Gebärdenkonversation vertieft, in der die immer gleiche obszöne Geste wiederholt wurde, bis sich Corrigan resigniert die roten Haare raufte.

»Ich und Temple, Sie wissen schon, Tiffany aus dem Sekretariat, wir treffen uns normalerweise einmal die Woche, um zu ... ja. Nicht weiter merkwürdig, denke ich, und ganz im Einklang mit dem Regelwerk, weil die Sekretärinnen in einer eigenen Zelle arbeiten, über die ich keinerlei Macht habe, also wo liegt das Problem?« Hier machte Corrigan eine Pause, als er eine Antwort erwartete. Sebastian, dessen Sexualleben nie anders als problembehaftet gewesen war, wäre auf mindestens ein Dutzend Probleme gekommen, nahm jedoch Abstand davon, sie auszuführen. Stattdessen fragte er:

»Aber was hat sie denn gemacht?«

»Temple? Darüber kann ich doch nicht sprechen, sind Sie verrückt? Noch einmal, Isaksson, die Informationen müssen dort bleiben, wo sie hingehören.«

»Die Äffin, Sir, ich meinte die Äffin! Was hat die Äffin gemacht?«

»Genau dasselbe wie Sie jetzt.«

»Ich mache nichts. Was mache ich denn?«

»Der Blick, Sebastian. Ich konnte es in ihren Augen sehen, immer wenn Tiffany zu Besuch war. Sie wich meinem Blick aus. Weigerte sich, ihre Nachmittagssnacks anzunehmen, warf mir die Gurkenscheiben stattdessen an den Kopf. Alle-

samt klassisches Affengebaren, nicht besonders raffiniert. Aber trotzdem verletzend.«

»Woher wissen Sie, dass ihre Empörung moralischer Natur war? Vielleicht war sie lediglich eifersüchtig?«, fragte Sebastian.

»Das habe ich natürlich auch in Betracht gezogen. Aber nein. Beispielsweise hat sie nichts gegen meine Frau. Es handelt sich um eine zutiefst moralische Stellungnahme.«

»Wozu wollen Sie sie denn benutzen? Die Äffin, nicht Temple.«

»Darüber kann ich nicht sprechen, fürchte ich. Sie sind nicht dazu befugt, diese Informationen zu erhalten. Sie sind dafür zuständig, sie zu füttern und bei Laune zu halten. Das ist alles. Später werden wir weitersehen. Wenn der Tag kommt, ja ...«

Corrigan ließ seinen Blick finster zum Fenster hinausschweifen, und Sebastian tat es ihm gleich. Von oben sah das dunkle Wasser des Flusses aus wie ein Pinselstrich, die Häuser wie Aschehäufchen. Schön war das Bild nicht, aber es konnte einen erwachsenen Mann zum Weinen bringen, wie zart die milchige Luft zitterte und wie ein einziger Sonnenstrahl sie in tausend goldene Scherben von Smog zersplittern konnte, die sich auflösten, ehe man sie überhaupt wahrgenommen hatte.

Für einige Sekunden bildete Sebastian sich ein, dass er und Corrigan, vereint in blassgrauer Stille, die Augen auf den unförmigen Körper der Stadt gerichtet, etwas erlebten, was die Mädchen in der Oberstufe auf Lund-Englisch *a moment* nannten: einen Augenblick des stillen Einvernehmens, aus gleichen Teilen Furcht und Glück darüber, am Leben zu sein. Doch bald verstand Sebastian, wie unmöglich diese Annahme war, denn ihm wurde bewusst, dass er keinen blassen Schimmer hatte, worüber Corrigan tatsächlich nachdachte, weshalb man auf keinen Fall von echtem Einvernehmen

sprechen konnte. Natürlich galt das nicht allein für genau diese Situation, vielmehr war die Chimäre echten Einvernehmens eine menschliche Grundvoraussetzung, die nur in seltenen Fällen von der reinen und ewigen Liebe überwunden werden konnte, die allen weltlichen Gesetzen trotzte, dachte Sebastian, und dass Corrigan und Sebastian keineswegs heftig und unwiderruflich ineinander verliebt waren, schien nicht unbedingt ein Grund zur Traurigkeit. Und dennoch. Die Einsicht, dass sie nichts als zwei Fremde waren, die zufällig auf dieselbe magische Aussicht starrten, sorgte dafür, dass sich Sebastian mit einem Mal sehr, sehr einsam fühlte.

Was ja auch zutraf und gewissermaßen schon immer so gewesen war.

»Na dann«, sagte Corrigan und drückte seine breiten Hände auf die Schreibtischplatte. »Sehen Sie nicht so ängstlich aus, mein Freund. Ich glaube an Sie. Sie werden das Kind schon schaukeln. Sonst wären Sie nicht hier.«

Sebastian schluckte. In seinen Ohren klang das eher höhnisch als aufmunternd.

»Raus!«, brüllte Corrigan, und Sebastian erhob sich ohne ein Wort und verließ den Raum, um wieder in sein Büro zurückzugehen, unsicherer denn je, was er dort eigentlich machte.

ES SPIELTE KEINE ROLLE, DASS es nicht schön war. Das Gebäude an sich beispielsweise, wie es grau vor dem Grau schwankte, als wäre es eins mit dem Himmel. Die Vögel schienen das auch zu glauben, denn sie knallten jeden Tag gegen die Betonfassade und rieselten wie Schnee zu Boden, pudierzuckergleich in ihrem zerrissenen Federkleid.

Es war später am selben Nachmittag, und Sebastian stand in seinem Büro, die Stirn ans Fenster gelehnt. Er dachte, er würde sich schon noch daran gewöhnen – an den Vogeltod, den Schreckenslaut, das Geräusch der durch die Luft saugenden Körper, die das menschliche Ohr gar nicht rechtzeitig erfassen konnte, ehe der Schlag kam, der alles beendende Schlag. Die Identifikation mit dem Vogel, die allumfassend war, weil die Empfindungen von berauscher Freiheit und lähmender Trauer den Menschen gleichzeitig erreichten und gemeinsam alles auslösten, was das Gefühlsspektrum überhaupt bereithielt. Er würde sich daran gewöhnen, dachte er, denn das tut man ja. Sich gewöhnen. Man konnte sich an fast alles gewöhnen, den Geschmack von Spinat, den Geschmack von Freiheit und Verlust. Den Geschmack von Untergang. Dies war, kurz gesagt, eine Konsequenz der Plastizität unseres Gehirns.

Es spielte keine Rolle, dass es nicht schön war, dachte er nüchtern und schrieb einen Namen auf die von seinem Atem beschlagene Scheibe; weil das, was schön war, nie lange währte. Daran erinnerten ihn die Vögel: Wie kurz alles war, wie schnell alles, was man aufgebaut hatte, eingerissen werden konnte. *Bang*, und die Federn in die Luft, wie wenn ein Sack Mehl auf den Boden geworfen wurde. Und

später, in der Dämmerung, kamen Männer und Frauen in orangefarbenen Westen und fegten die Spuren vom Bürgersteig, und das Leben wurde an anderer Stelle wiedergeboren, Laub raschelte unter Kinderfüßen in Gummistiefeln, die Frühstücksschlange vor dem Sandwichladen an der Ecke bewegte sich ruckartig voran, und ein neuer Arbeitstag am Institut begann.

Nein, in diesem Zusammenhang spielte es keine Rolle, dass das Haus, in dem er sich jeden Tag zwischen neun und fünf aufhielt, dieselbe Farbe hatte wie das bleiche Antlitz des Todes. Immerhin gab es eine Tischtennisplatte im Keller und eine Klimt-Reproduktion in der Mitarbeiterkantine. Es gab Affen und Fische, Bandwürmer und alzheimerkranke Amphibien mit einem Hirngewebe wie knisterndes Zellophan; alles innerhalb der uneinnehmbaren Mauern des Hauses. Es gab Stammzellen. Es gab Arbeit, die organisiert war wie in Terrorzellen. Es gab das Einzige, was die Forschung, genau wie das Leben, wirklich brauchte: eine Vorwärtsbewegung, eine Kreisbewegung, irgendeine Art von Bewegung, an die der Tod nicht heranreichte. Das war es, was er wollte, dachte Sebastian, und selbst wenn es nicht so war, war es zumindest das, was er brauchte.

Mehr als drei Wochen waren vergangen, seit Sebastian, frisch disputiert und gefühlsmäßig amputiert, das Institut für Neurowissenschaften an der Universität Lund verlassen hatte, um diese Juniorstelle am London Institute of Cognitive Science anzutreten. Drei Wochen, die jedoch ausgedehnt waren wie Gummibänder, zum Zerreißen gespannt, jede Sekunde voller Bedeutung – und doch vollkommen bedeutungslos. Drei Wochen und ein Ozean aus niedrigschwelliger Angst, voller Untiefen und Klippen. Auf seinen schmalen Schultern lastete eine so große Verantwortung, dass er sich unter dem Gewicht bog, und zugleich wuchs er daran. Dabei war er ohnehin schon groß, 187 Zentimeter und schön wie

Susanna im Bade. Letzteres laut seiner Mutter, der Pfarrerin. Auch andere Menschen fanden Sebastian ansehnlich, aber davon hatten sie nichts. Sebastian war aus mehreren Gründen nach London gekommen, doch nur einer trug den Namen einer Frau, und dieser Name war buchstäblich in Stein gemeißelt.

Mit einem inneren Seufzer wandte sich Sebastian vom Fenster ab und ging zurück zu seinem Schreibtisch, wo ihn zwischen dem Stapel mit halbfertigen Anamnesen seine offizielle Beförderung anstarrte. Ganz zufrieden war er nicht über seinen Karrieresprung. Es war schon anstrengend genug, sich um die Gespräche mit den Hilfesuchenden zu kümmern. Tatsächlich Verantwortung für sie zu übernehmen war garantiert mehr, als er verkraften konnte.

Zu dem gigantischen und sehr diffusen Forschungsprojekt, an dem Sebastian beteiligt war, gehörte auch eine umfassende, ständig wachsende Gruppe Freiwilliger – von denen die meisten in irgendeiner Form krank waren –, die interviewt, beurteilt und anschließend gründlich untersucht wurden, mittels fMRI wie auch einer persönlich auf sie abgestimmten, experimentellen Testbatterie. Als Neuzugang des Instituts und noch dazu als einer der Jüngsten fiel Sebastian die Aufgabe zu, die einleitenden diagnostischen Gespräche mit den hoffnungsvollen Versuchsobjekten zu führen. Wobei, das stimmte nicht ganz, die allererste Sichtung der Freiwilligen übernahm Benedict Katz, ein stinknormaler Psychologe mit rudimentären Kenntnissen der Neurowissenschaft. Wie Sebastian dem Gespräch mit seinem Mentor Barázza entnommen hatte, beruhte das auf der Einschätzung der Führungsetage, dass diese Arbeit zunächst nur eine Sortierleistung wie am Fließband sei, bei der die lediglich Mitteilungsbedürftigen von den wahren neurologisch Geschädigten getrennt und schließlich abgewimmelt wurden. An diesem Forschungsinstitut

brauchte man keine Menschen, die lediglich Bedarf an einer Gesprächstherapie hatten, man suchte defekte Gehirne, phantastische Gehirne, Gehirne, deren abweichendes Verhalten Lichtjahre entfernt lag von dem, wozu unser Standardgehirn in der Lage war.

Dies bedeutete, dass Sebastian, erst nachdem Benedict ca. 95 Prozent der Bewerber aussortiert hatte, die verbleibenden 5 Prozent zu einem ersten diagnostischen Interview traf. Das war vollkommen neu für Sebastian, der bisher einen gehörigen Abstand zu der zwischenmenschlichen Dimension gehalten hatte, die sich mitunter selbst in den härtesten Naturwissenschaften offenbarte. Natürlich hatte es eine Zeit gegeben, in der Sebastian, wie jeder andere Junge aus Lund auch, davon geträumt hatte, Arzt zu werden – ein Traum, den er in seiner frühen Jugend entwickelt und mit derselben blinden Verzweiflung gehegt und gepflegt hatte, mit der man eine Pflanze gießt, deren Wurzelstock längst vertrocknet ist. Erst als er eine Folge der Ende der nuller Jahre ungeheuer populären Fernsehserie *Grey's Anatomy* gesehen hatte, war ihm klar geworden, dass der Arztberuf, so wie er sich im zwanzigsten Jahrhundert weiterentwickelt hatte, ebenso sehr eine seelsorgerische wie eine diagnostische Tätigkeit war. Und Sebastian wollte seine Arbeitszeit nicht mit Seelsorge verbringen, das hatte er schon als Siebzehnjähriger gewusst – davon hatte er in seinem Privatleben schon mehr als genug, mit einer Schwester, die eine Dauerkarte für die Kinder- und Jugendpsychiatrie hatte, und einer anderen Schwester, die sich sogar vor ihrem eigenen Schatten fürchtete, und einer Freundin, die darauf beharrte, nur an bestimmten Tagen etwas zu essen. Er wollte keine besorgten Angehörigen trösten, weil er selbst ein besorgter Angehöriger mit Trostbedürfnis war.

Also entschied er sich für einen anderen Weg. Anstelle der

Hirnochirurgie würde er sich der Hirnforschung widmen. In jeder anderen schwedischen Stadt wäre er vermutlich für seinen neuen Traumberuf ausgelacht worden – einen Phantasieberuf; er hätte genauso gut Astronaut, Löwenbändiger oder investigativer Journalist werden können. Aber Lund war anders: eine Gelehrtenstadt, eine Wissenschaftsstadt, eine Stadt der Präentionen und pensionierten Professoren, eine Stadt, in der Akademikersöhne und -töchter Waffeln auf dem Dach des Observatoriums aßen oder in Laubhaufen unter Platanen lagen, ihre Gesichter gegenseitig in ihre weichen Norwegerpullover schmiegteten und flüstereten: »Wenn wir das Abi haben, werde ich Hirnforscher und du Dichterin, wir werden Kinder und Hunde und einen Ehrendoktor haben, und uns wird nie etwas Böses zustoßen, solange wir auf der richtigen Seite der Eisenbahnschienen wohnen.« So etwas flüstereten die jungen Leute und ernteten weder Hohn gelächter noch eine Klassenanalyse, sondern lediglich ein sanftes Lächeln, eine Fingerspitze an der Wange des anderen und ein heiseres, aber klangvolles: »Sebastian, ich glaube, ich liebe dich.«

Mit anderen Worten: Sebastians Umgebung unterstützte ihn bei seiner neuen Berufswahl, vor allem die Mutter und der Vater, denn seine Schwestern waren weitaus weniger ehrgeizige Naturen – von Sebastians Horizont aus hatte es so gewirkt, als hätten Clara und Matilda ihre gemeinsamen Jugendjahre vor allem damit zugebracht, sich wegzusehen, und diese Energie hätten sie Sebastians Meinung nach besser für den Versuch eingesetzt, tatsächlich wegzukommen, wenn sie es denn wollten (und früher oder später war es ihnen auch gelungen – Matilda hatte sich nach einigen Jahren als Entwicklungshelferin in Bangladesch schließlich in Berlin niedergelassen, und Clara wohnte schon lange in Stockholm). Er selbst hatte nichts lieber gewollt, als für den Rest seines Lebens in Lund zu bleiben. Halbwegs erfolgreich

in seinem Beruf zu werden, zu heiraten, eigene, altkluge Kinder zu bekommen.

Aber dann kam alles anders, nachdem *das, was passiert war, passiert war*.

Es ist allgemein bekannt, dass traumatische Erlebnisse die innere Landschaft, das Spinnennetz aller Impulse und Emotionen des Gehirns, grundlegend neu zeichnen können. Sebastian wusste, dass das, was ihm widerfahren war, zu jenen Lebensereignissen gehörte, die das Gehirn wie Dynamit in Stücke sprengten und danach verlangten, dass man es mühsam wieder zusammensetzte. Die meisten widmeten ihre Trauerjahre dem Versuch, den Menschen wieder aufzubauen, der sie gewesen waren, aber das musste nicht zwangsläufig so sein. Man konnte auch versuchen, aus den Ruinen etwas Neues zu erschaffen. Was wie eine Katastrophe in Sebastians Leben aussah und es zweifellos auch war, würde sich vielleicht – *auch*, denn nichts im Leben ist nur eine einzige Sache – als Katalysator erweisen. Mit seinen vielen von der Trauer verbrannten Synapsen könnte er eine andere Art Mensch werden als der, der er früher gewesen war. Ein Mensch, der voll und ganz für seine Arbeit brannte, für die Wissenschaft, für das, was der Tod nicht erreichen konnte.

Deshalb stellte Sebastian sich jeden Morgen, ehe er sein Zimmer in Tulse Hill verließ, vor seinen Rasierspiegel und wiederholte das auf harten Fakten basierende Mantra, das er zum Leitstern seines neuen Lebens bestimmt hatte:

DENK DRAN
DAS HIRN IST AUS PLASTIK
DAS BEDEUTET
ES IST MÖGLICH
IMMER WIEDER NEU ZU LERNEN
BIS ANS LEBENSENDE

DAS BEDEUTET
KEIN SCHADEN
KANN NICHT UNGESCHEHEN GEMACHT WERDEN

KEINE EIGENSCHAFT
KANN NICHT IN IHR GEGENTEIL VERKEHRT WERDEN

KEINE ANGST
KANN NICHT GEBÄNDIGT WERDEN

UND DAS LEBEN
KANN ANDERS GELEBT WERDEN

Doch es endete jeden Morgen damit, dass er verächtlich schnaubte, sich abwendete und sein Leben genauso weiterlebte wie immer, mit anderen Worten: unsicher und suchend. Das Gehirn konnte umlernen, aber das bedeutete nicht, dass es leicht war.

Trotz seines Unbehagens gegenüber sozialer Interaktion waren die diagnostischen Gespräche zu Sebastians großer Erleichterung jeden Tag besser verlaufen. Es war ein Fortschritt – und sei er noch so klein –, ein Schritt auf dem Weg hin zu einem Menschen, den andere Menschen lediglich in ihrer Eigenschaft als Studienobjekt berührten. Jetzt musste er sich nicht mehr jedes Mal vor Nervosität übergeben, wenn eine neue Person ihr Gehirn in seine Hände legte, auf dass er entscheiden sollte, ob es gesund oder krank war, normal oder unnormale, schön oder grotesk. Er sehnte sich hinab in den Keller, zu den Maschinen, zu den Bildern von den in allen Regenbogenfarben leuchtenden Walnüssen, den Karten unseres Innersten, Äußersten, den Antworten auf die spöttischen Fragen, was ein Mensch eigentlich ist, er sehnte sich also nach den Gehirnen, losgelöst vom Todes-

fleisch des menschlichen Enigmas; frei von Körpern, Händen, Schweiß, Stimmen, Augen, von Willen, Furcht und Verlangen.

Jetzt nahm Sebastian an seinem Schreibtisch Platz und blickte unglücklich auf seine Beförderung. Er hätte von Anfang an einsehen müssen, was ihm erst jetzt klar geworden war: dass das Spätere – das wissenschaftliche Studium des Gehirns – das Frühere nicht ausschloss, also den zwischenmenschlichen Kontakt und das Verantwortungsgefühl für die Menschen, deren Gehirne er detailliert untersuchte. In seiner neuen Position würde er endlich ins Labor kommen, aber er würde auch eine engere Bindung zu diesen unglücklichen Menschen eingehen. Sie sollten glauben, er könnte ihnen helfen. Und nur er – und vielleicht noch die überaus moralische Äffin, die in der Tat extrem perzeptiv war – würde wissen, dass dies nicht möglich war.

Er wurde aus seinem melancholischen Dahindösen geweckt, als es im Intercom-System piepste (eine weitere Erfindung von Corrigan).

»Isaksson«, sagte Sebastian.

»Hier ist Tiffany aus dem Sekretariat. Ich wurde von höchster Stelle darüber in Kenntnis gesetzt, dass du ab sofort für Objekt 3A16:1 zuständig bist?«

Sebastian sah auf die Uhr. Er war vor exakt zwei Stunden und sieben Minuten befördert worden.

»Ja, hm, das könnte schon stimmen. Wenn du das sagst. Wer ist es denn?«

Tiffany senkte die Stimme.

»Eigentlich dürfte ich so was gar nicht sagen, aber ich war dabei, als Benno das Interview führte, und ich muss ehrlich sagen, mein lieber Scholli, da hat aber jemand einen gehörigen Dachschaten.«

Sebastian starrte an die Decke. *Todesmüd ist's, was ich bin.*

»Mr Isaksson? Soll ich die Patientenakte hochschicken?«
»Ja«, antwortete Sebastian mit einem Seufzer. »Leg sie in die Rohrpost.«

Objekt 3A16:1, genannt »Toilettenkind« (TK)

Gespräch mit Benedict Katz, Dipl.-Psych. (BK), am 7. Januar 2016

Abschrift von Tiffany Temple, Med. Ass.

TK: Ich habe geträumt, ich hätte auf meiner Toilette ein unfertiges Kind geboren. Sie wissen schon, wie diese Tussis, von denen man manchmal liest: »AUFS KLO GEGANGEN – KIND GEBOREN: Bauchfett war normaler Fötus« und man denkt so, o Mann, in welchem krassen *state of denial* hat die Alte denn die ganze Zeit gelebt? Wie kann man ernsthaft neun beschissene Monate lang nicht merken, dass man schwanger ist? Und dann das obligatorische Foto von der frischgebackenen Mutti im Krankenhausbett, die wie eine Banane von einem Ohr zum anderen grinst, mit dieser Wahnsinnsüberraschung von Kind im Arm, und obwohl sie Sachen sagt wie »Klar war das ein Schock, aber, also, als ich da auf dem Boden im Damenklo vom The Fox and Bullhorn zum ersten Mal in seine Augen geguckt habe, hab ich ne Liebe gespürt wie in meinem ganzen Leben nicht, das war total magisch, und ich war so glücklich«, sieht man ihr ja an, dass sie eine Scheißpanik hat und denkt, o Mann, wäre ich nicht so ein konfrontationsscheuer Idiot gewesen, hätte ich doch schon vor acht Monaten gemerkt, dass ich schwanger bin, und dieses kleine Monster abgetrieben, aber jetzt liege ich stattdessen hier und bin Boulevardpressenfutter und kann höchstens darauf hoffen, dass Huggies meine Story ergreifend findet und mir die Windeln sponsert. Also, in mei-

nem Traum war ich ungefähr so eine. Bin mit leichten Bauchschmerzen aufs Klo gegangen und dachte, jetzt blute ich wahrscheinlich, dass es nur so spritzt, und was passiert? Ich spüre, wie irgendwas aus mir rausflutscht wie ein Aal, ganz schleimig und kalt. Und dann gucke ich ins Klo, und da liegt es, und ich kapiere, dass es ein Fötus ist, und dann stehe ich auf, weil ich es nicht aushalte, das zu sehen, aber dann überlege ich es mir doch anders, also, ich hab ja noch nie eine Fehlgeburt gesehen, hab nicht mal abgetrieben, ob Sie's glauben oder nicht. Und ob Sie's glauben oder nicht, das Teil bewegt sich da unten im Wasser! Fuchtel mit seinen Armen und Beinen und bewegt den Mund wie ein Fisch. Und ich nur so, *shit*, das lebt ja, also stecke ich schnell die Hände ins Klo und ziehe es raus. Es ist ziemlich klein, dreißig Zentimeter vielleicht, und irre dünn, aber im Gesicht sozusagen ganz fertig, also ich meine, so wie die Babys in der Windelreklame aussehen, und ich nur, also, ich kann es kaum sagen, aber, also, was ich gefühlt hab, war... Liebe. Nicht Ekel, obwohl das Kind nur so triefte von Klobrühe und Blut, sondern Liebe. Und da habe ich gestanden und dieses verdammte Kind in meinen Armen gewiegt, von dem ich nicht mal wusste, dass ich es in mir hatte, und für einen kurzen Moment, bevor ich aufgewacht bin, war mein Leben total perfekt.

BK: Ich weiß nicht recht, was ich Ihrer Meinung nach –

TK: Aber, also, was zum Teufel hat das zu bedeuten? Normalerweise träume ich von Delphinen.

BK: Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben. Wir betreiben hier keine Psychoanalyse, und falls Sie das missverstanden haben, tut es mir leid. Wir arbeiten mit neurologischen Problemen, auf einer streng physiologi-

schen Basis, und bei allem, was, o mein Gott, ich bringe es fast nicht über die Lippen, mit »dem Unterbewusstsein« zu tun hat, müssen Sie sich an jemand anderen wenden.

TK: Nee, nee, ich hab das nicht missverstanden. Ich weiß, was Ihr hier macht, Scanning und so ein Zeug. Genau so was will ich haben.

BK: Die Frage ist aber nicht, was Sie wollen, sondern was Ihr Fall zur Forschung beitragen könnte. Wir untersuchen nur Objekte, Verzeihung, *Menschen*, mit einem sehr speziellen Symptombild. Ich spreche von realen, statistisch gesicherten Abweichungen vom Normalen.

TK: Aber Sie kennen doch noch nicht mal die ganze Story! Die Sache mit dem Traum war sozusagen nur eine blumige Einleitung.

BK: Aha.

TK: Es geht eher um Talent und so, also, ich bin in letzter Zeit plötzlich total *awesome*.

BK: Können Sie das präzisieren?

TK: Tja, ich weiß nicht, wie ich das erklären soll.

BK: Aber können Sie mir ein Beispiel geben für Ihre plötzliche... *awesomeness*?

TK: Na gut, um es ganz direkt zu sagen: Ich bin ein verdammter Picasso geworden. Ich meine, eine echte Künstlerin. Ich meine, eine krass gute Künstlerin. Ich meine, ein übelst künstlerisch geniales Genie. Ich meine –

BK: Ich hab's verstanden. Wann ist das passiert?

TK: Nach dem Traum! Darauf wollte ich ja hinaus. Ich hatte diesen kranken Traum, und am nächsten Tag habe ich all meine Lippenstifte und meine weiße Wand im Schlafzimmer zerstört. Also, ich hab einfach drauflosgemalt, verstehen Sie? Das habe ich schon seit dem Kindergarten nicht mehr gemacht.

BK: Was haben Sie gemalt?

TK: Na, Kunst, Mann!

BK: Könnten Sie das bitte ein wenig spezifizieren? Sie erwähnten Picasso, würden Sie Ihre Kunst also als kubistisch beschreiben? Oder eher klassisch, sprechen wir von Impressionismus, Expressionismus, oder wie?

TK: Wie unwichtig ist das denn! Das Ding ist: Es ist echt fette Kunst. Vorher habe ich nicht mal ein Strichmännchen hingekriegt. Vor dem Traum. Verstehen Sie, was ich meine? Dass der Traum sozusagen symbolisiert hat, was mir gerade passiert. Das Kind war mein inneres Talent, das da auf dem Klo geboren wurde. Und ich denke, dass ich es vielleicht schon immer in mir hatte und nur nicht sehen konnte, verstehen Sie, wie diese Bräute, die nur so: Schwanger, was, ich? Und dass irgendwas passiert sein muss, was das alles getriggert hat. Und ich dachte, das könnte vielleicht interessant für Euch sein, wenn ich sozusagen meinen Beitrag zur Forschung leiste, Euch einen Gefallen tue, aber okay, wenn das nicht passt, kann ich auch wieder gehen. Ich hab ein paar Leinwände zu Hause, die ich heute Abend beenden wollte.

BK: Leinwände?

TK: Also ehrlich gesagt alte Tischdecken. Ich habe ja keinen Arsch voll Geld. Noch nicht. Aber mein Dealer sagt, er wird mich reich und berühmt machen. Bis dahin male ich mit der Fingerfarbe meines Neffen, der interessiert sich sowieso nur für Videospiele. Meine Schwester glaubt, er ist Autist, aber ich glaube, das liegt eher an der Wers-gesagt-hat-wars-auch-Stimmung in der Familie, wenn Sie verstehen, was ich meine.

BK: Sie haben einen Dealer? Einen Kunsthändler? Also wurde Ihr Talent auch von anderen bestätigt? Von fachkundigen Personen?

TB: Ja, Mann! Meine Alte, meine Schwester, der Nachbar, mein Typ, alle nur so: *Shit*, du bist so was von *fucking awesome*! Also hab ich einen angerufen, mit dem ich vor längerer Zeit mal was hatte, und der jetzt bei Goldsmiths arbeitet, also ich schwör, als wir gevögelt haben, war der noch ganz normal, da waren wir vielleicht vierzehn oder so, und dann ist er plötzlich schwul geworden und hat Kunst studiert, aber egal, ich habe ihn angerufen, und er nur so: *Shit*, du bist so was von *fucking awesome*! Und dann hat er seinen Professor angerufen, der irgendeinen Dealer angerufen hat, und na ja, die haben ungefähr dasselbe gesagt.

BK: Dass Sie über Nacht *fucking awesome* geworden sind ... auf dem Gebiet der Kunst?

TK: O Mann, Sie glauben mir nicht. Ich sehe es Ihnen an. Warten Sie, ich werde –

BK: Was machen Sie da? Das ist mein Forschungsbericht, den Sie da gerade bekritzeln.

TK: Jetzt nicht mehr. Jetzt ist es Kunst.

BK: *Holy shit*.

*Beurteilung und Beschluss gemäß Grundlage 11 b.x:
Weiterführende Untersuchung diagnostischer Art.*

»Möchtest du rausgehen? Ist es das, was du mir sagen willst?

Die Äffin sah Sebastian mit einem Grinsen auf ihrem haarigen Gesicht an und zog die eine Schulter zum Ohr, eine Geste, die, so hatte Sebastian in den sechs Wochen gelernt, in denen sie nun in seiner Obhut war, »danke« bedeutete (die Äffin war natürlich sehr höflich).

»Aber guck dir vorher bitte kurz das hier an«, sagte Sebastian und tippte mit einem Stift auf seinen Computerbildschirm. »Siehst du, wie viel Aktivität bei ihr im Parietallap-

pen vorhanden ist? Im Ruhezustand ist das nicht normal. Ganz und gar nicht.« Er merkte, dass er fast ein bisschen erregt war. Vor knapp einem Monat war er in den echten Forschungsdienst befördert worden und hatte seine erste richtige Patientin bekommen, Esmeralda Lundy, auch bekannt als Objekt 3A16:1 oder »Toilettenkind«. Drei Tage zuvor hatte er sie endlich in den Scanner schieben dürfen – sie hatte sich merkwürdig dagegen gesträubt. Sebastian verstand nicht, warum. In sein eigenes Gehirn durfte jeder schauen, weil er schon wusste, was dort zu sehen war: ein klaffendes Loch, das wie ein Y geformt war, Zehen, die in die Unterwelt zeigten.

Die Äffin sagte nichts. Als Sebastian seinen Blick vom Bildschirm nahm und auf sie herabsah, hatte sie ihr Gesicht demonstrativ abgewendet. Sebastian hatte etwas vergessen: Die Äffin respektierte die Integrität fremder Menschen. In der Vollmacht, die Ms Lundy unterzeichnet hatte, und die Sebastian dazu befugte, in ihre innersten Ecken und Winkel zu schauen, war nicht von der Beteiligung eines Affen die Rede gewesen. Sebastian klickte die Bilder mit einem Seufzer zu und loggte sich aus, stand vom Schreibtisch auf und holte die Leine hervor, die er in seinem Schreibtischschrankchen aufbewahrte. Er hatte ein seltsames Gefühl in der Brust. Erst als er mit der Äffin auf dem Arm in den Aufzug stieg, um ins Erdgeschoss hinabzufahren, und sein mageres Gesicht im Spiegel sah, grotesk knöchern neben dem runden, ruhigen Gesicht der Äffin, wurde ihm bewusst, dass er sich danach sehnte, mit jemandem zu sprechen. Am liebsten mit einem Menschen.

Der Nachteil an einer Äffin als Pflgetier – verglichen mit Nedjelkos Spülwürmern oder Travis' Zikaden – war der höhere Pflegeaufwand. Meistens bewegte sie sich frei in Sebastians Büro, außer wenn er eine Konsultation hatte und die Äffin aus Sicherheitsgründen in ihrem Käfig bleiben musste.

Aber sie brauchte ihren täglichen Ausgang. Corrigan meinte, man müsse das nicht sklavisch befolgen, aber Sebastian hatte den Eindruck, dass es der Äffin an den Tagen, an denen sie nicht hinausdurfte, merklich schlechter ging. Dann ahnte sie ihn zu sehr nach, oder war es umgekehrt? Er wusste es nicht genau. Er wusste nur, dass solche Tage meistens damit endeten, dass sie beide schweigend dasaßen und an die Wand starrten.

Normalerweise beschränkten sie sich auf den kleinen asphaltierten Wendehammer hinter dem Institut, wo auch die Mülltonnen standen. Eine Äffin in der Stadt erregte selbst in London Aufsehen, und Sebastian mied, wenn möglich, den Kontakt zu fremden Menschen, weshalb sie meistens für sich blieben. Heute beschloss Sebastian jedoch aus einem spontanen Impuls heraus, dass die Äffin einen Ortswechsel brauchte. In den letzten Tagen hatte sie ein wenig unterstimuliert gewirkt. Mit der Äffin, die an der Leine hinter ihm hersprang, trat er deshalb durch den Haupteingang hinaus, überquerte die Straße und ging in den Park mitten auf dem Russell Square. Für Februar in London war es ein außergewöhnlich schöner Tag – kleine, leichte Wolken am Himmel, kleine, dicke Kinder, die mit ihren Nannys und Tretrollern um den Springbrunnen herum und unter den Eschen spielten. Selfiesticks, Studierende vom UCL, die Nasen dicht über ihren Büchern oder iPads, eine Kellnerin, die Krümel von einem Cafétisch fegte. Er drehte eine Runde durch den Park mit der Äffin, die ihm vor den Füßen herumhüpfte. Viele schauten, aber niemand sprach ihn an. Er war erleichtert und enttäuscht zugleich.

Nach einer Weile setzte er sich auf eine Bank am Kiesweg und ließ die Leine so lang, wie es ging, damit die Äffin ein bisschen herumklettern konnte. Er versuchte, seiner Gewohnheit treu zu bleiben und an nichts Bestimmtes zu denken. Das klappte nicht besonders gut. Sowie er sich hin-

gesetzt hatte, rückte etwas in sein Blickfeld, das aussah wie eine wohlgeratene kleine Familie beim Picknick. Wahrscheinlich Touristen, denn sonst hätten die Eltern wohl arbeiten müssen. Sie sahen aber nicht arbeitslos aus. Sie sahen aus, als wären sie glücklich. Mama, Papa, Einzelkind. Hübsche Jacken, die bis zum Hals zugeknöpft waren, jeweils eine Plastiktüte unter dem Hintern – offenbar hatten sie nicht damit gerechnet, dass das Wetter gut genug wäre, um auf dem Rasen zu sitzen. Die Mutter und die Tochter trugen Basenmützen aus Wolle, der Vater braune Lederhandschuhe, die er auszog, bevor er den Deckel seines dreieckigen Sandwichs öffnete. Sebastian fand, dass es aus der Entfernung aussah wie Ei und Kresse, konnte es aber nicht mit Sicherheit erkennen. Das Kind, ein Mädchen, aß mit bloßen Fingern Mangostückchen aus einer Dose. Die Mutter versuchte, es dazu zu bringen, eine Holzgabel zu benutzen, aber die Kleine weigerte sich einfach, und der Vater lachte und zog ihr die Basenmütze vom Kopf, um ihr durchs Haar zu zausen. Die Mutter gab auf, lehnte sich zurück und stützte sich auf die Ellenbogen. Sie hatte eine Stupsnase, sie war hübsch, sie wirkte glücklich. Das Kind aß sein letztes Mangostückchen und stürzte sich auf die Mutter. Sie veranstalteten eine Mischung aus Ringkampf und Kuschneln. Sebastian blickte zur Äffin hinauf, die auf den untersten Ast eines Baumes geklettert war. Er musste sich eingestehen, dass er insgeheim hoffte, sie würde herunterkommen und die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich ziehen. Vielleicht wäre das Kind aber auch kein bisschen interessiert. Es schien dort drüben alles zu haben, was es brauchte.

Sebastian hatte während seiner Kindheit oft über Einzelkinder wie dieses Mädchen nachgedacht. In seiner Klasse auf der Svane-Schule hatte es mehrere von ihnen gegeben, und Sebastian war immer erstaunt gewesen, dass sie, die im Gegensatz zu ihm, der nicht allein zwei Schwestern hatte,

sondern sogar *Drillingsschwestern*, kein bisschen vereinzelt wirkten. Ganz im Gegenteil schien ihre unantastbare Stellung als einziges Kind in ihrer jeweiligen Familie dafür zu sorgen, dass sie extrem umschwärmt wurden, von ihren Eltern und Verwandten natürlich, aber auch von anderen Kindern – als wäre dieses winzige Wort, »Einzelkind«, schon für sich genommen ein so lauter Hilfeschrei, dass die Hilfe anschließend gar nicht mehr nötig sei. Die Eltern der Einzelkinder schienen alle eine so große Angst vor dem Risiko zu haben, das Einzelkind könnte sich allein fühlen, dass sie durch Feuer und Wasser gingen, um ihren Nachwuchs für andere Kinder sozial attraktiv zu machen. Teilweise mithilfe unterschiedlicher Statussymbole, versteht sich, vor allem aber, indem sie ihm einen gesunden Appetit auf neue Kontakte und menschliches Miteinander beibrachten. Das Einzelkind hatte, wie Sebastian als Erwachsener einsah, schon früh das gelernt, was er erst verstand, als er Violetta traf – dass Menschen andere Menschen brauchen, dass die Beziehung zu anderen nichts Selbstverständliches ist, sondern etwas, worum man mit allem kämpfen musste, was man hat, selbst wenn man nichts hat.

Sebastians Familie war groß und lautstark, aber ob sie glücklich war, stand zu bezweifeln. Auf jeden Fall waren sie keine besonders funktionale Familie. Erst vor einigen Jahren ging die Ehe der Eltern endgültig in die Brüche, war jedoch angeschlagen gewesen, seit Sebastian denken konnte. Seit der Vater ausgezogen war, hatte Sebastian nur äußerst sporadisch mit ihm gesprochen, meistens auf Sebastians eigene, pflichtbewusste Initiative hin.

Sein Vater taugte nicht groß zum Vatersein. Er war nicht umsonst Sachbearbeiter beim Finanzamt und erwartete – eine Art Berufskrankheit –, dass alles immer genau aufging. Menschen, allen voran Kinder, funktionieren leider nicht so. Sebastians Vater war ein strukturierter Mensch, der immer

einen Plan hatte, und wenn der eine Plan scheiterte, konnte er schnell einen neuen entwickeln und so das Gefühl von Kontrolle wiedererlangen. Dass sich seine Kinder häufig auf eine Weise benahmen, die ihm vollkommen irrational erschien, machte ihn nervös und reizbar, und er neigte dazu, sich aus der Familiengemeinschaft zurückzuziehen und sich stattdessen seinen Spitzensteuertabellen zuzuwenden oder, was Sebastian erst kürzlich erfahren hatte – nachdem es ihm seine bedeutend aufmerksamere Schwester Matilda erklärt hatte –, einer seiner weniger komplizierten Geliebten.

Er war jedoch nicht allen Kindern ein gleich schlechter Vater gewesen – Sebastian hatte immer das Gefühl gehabt, sein Vater hätte mit ihm die größten Schwierigkeiten, was unerklärlich war, wenn man bedachte, dass er derjenige war, der sich am rationalsten benahm und noch dazu den Vorteil hatte, der einzige Sohn zu sein. Doch abgesehen von der ein oder anderen Tischtennispartie in der Gerdahallen war Sebastian selten vom Vater bevorzugt worden, ganz im Gegenteil – wenn sie sonntags auf dem Sofa saßen und eine Sendung für die ganze Familie sahen, gab es nur zwei Plätze unter den Achselhöhlen des Vaters, und die gehörten immer Clara und Matilda. Sebastian saß bei seiner Mutter.

Über seine eigene Beziehung zu seinen beiden Schwestern konnte er nicht mit Sicherheit sagen, ob sie gut oder schlecht war, eng oder distanziert. Er hatte immer als Stoßdämpfer für das unvereinbare Temperament seiner Schwestern gedient. Matilda war extrovertiert und aggressiv, Clara nachdenklich und zurückhaltend. Im Vergleich zu diesen beiden Polen hatte Sebastian seine eigene Persönlichkeit immer als ziemlich blass empfunden und den Eindruck gehabt, gerade durch ihr antagonistisches Verhalten hätten Clara und Matilda ein besonderes und unantastbares Verhältnis zueinander.

So wie auch er zu Violetta, als sie auf der Bildfläche auftauchte und *das, was passierte, am Ende passierte*.

Während der Jahre mit Violetta hatte Sebastian immer mehr Zeit bei ihrer Familie verbracht und immer weniger bei seiner eigenen. Vielleicht war es leichter, irgendwo zu Hause zu sein, wo das Zuhause sein weniger selbstverständlich war. Im Übrigen war auch Violetta ein Einzelkind. Sie hatte früh gelernt, die Liebe einzufordern, die Sebastian für gegeben hingenommen hatte, und dafür über Leichen zu gehen.

Sebastian fühlte sich rastlos. Die anscheinend sehr glückliche kleine Familie machte sich zum Aufbruch bereit. Sebastian fragte sich, wo sie als Nächstes hingehen würde. Wahrscheinlich ins British Museum, um sich mumifizierte Katzen anzuschauen. Manchmal ging Sebastian nach Feierabend selbst dorthin. Er mochte Artefakte, je älter, desto besser. Es hatte etwas Berührendes, wie verzweifelt man sich anstrenge, das zu bewahren, was eigentlich vergänglich war. Er mochte die Inuitjacke aus Schweinedärmen, die so vertrocknet war, dass sie zerfallen würde, wenn sie nicht in einer hermetisch abgeschlossenen Vitrine aufbewahrt würde. Die Steinskulptur, die von irgendeiner entlegenen Insel gerettet worden war, damit sie niemals verwitterte. Die rissigen Urnen, die sorgfältig zusammengeleimt und restauriert und auf einem Piedestal platziert worden waren. An einem einsamen Samstag hatte Sebastian einmal den Bus zum Horniman Museum in Forest Hill bestiegen, um sich reihenweise aufgespießte Schmetterlinge hinter Glas anzusehen. Es war phantastisch, wie man so behutsam und zugleich brutal mit etwas so Filigranem umgehen konnte.

Nur um die Kunstmuseen hatte er einen weiten Bogen gemacht. Kunst konnte, so seine bittere Erfahrung, eine vernichtende Wirkung auf sensible Menschen haben. Zwar hielt er sich nicht für ganz so sensibel, nicht richtig, aber das Risiko wollte er lieber trotzdem nicht eingehen.

Die Eltern und das Kind standen auf und klopfen sich die Hosen sauber, sammelten sorgfältig ihren Müll in einer der Plastiktüten und sahen sich um, ob sie auch nichts vergessen hatten. Das Mädchen hopste zum Springbrunnen, die Erwachsenen kehrten Sebastian den Rücken zu, setzten sich in Bewegung und riefen den Namen des Mädchens: Chloe! Die Frau stolperte, vielleicht über einen Ast am Boden, und der Mann fing sie auf. Sie lachte. Keiner von ihnen drehte sich um. Sie verschwanden, ohne Sebastian überhaupt bemerkt zu haben.

Er holte sein Handy hervor, spürte dessen Gewicht in der Hand. Er überlegte, seine Mutter anzurufen. Seit seinem Umzug nach London hatte er mit kaum jemandem aus der Familie gesprochen, abgesehen von Matilda. Sie schrieb fröhliche Mails aus Berlin, voller Anekdoten über das anstrengende Leben als Bonusmama; sie berichtete von ihren Plänen, den Sommer in Västerbotten zu verbringen, und erklärte ihm, wie wichtig es sei, bis ins Wurzelchakra hineinzuatmen. Sebastian schämte sich, aber manchmal überflog er die Mails lediglich und zählte die Wörter, um sich zu vergewissern, dass Matilda einfach nur redselig war und nicht manisch, und antwortete dann pflichtschuldig, indem er einige der Fragen beantwortete, die Matilda ihm gestellt hatte, und dann auf »Senden« ging. Dabei war es nicht so, dass er nicht mit ihr kommunizieren wollte, nicht richtig – sie ermüdete ihn nur so sehr, mit all ihrer augenfälligen Sensibilität, während er selbst sich wie tot fühlte. Und vielleicht machte es ihn auch ein wenig neidisch, dieses Leben, das sie sich offenbar geschaffen hatte, gegen alle Widerstände.

Matilda war die Einzige der drei Geschwister, die eine eigene Familie hatte, auch wenn es gewissermaßen eine Familie war, die sie jemand anderem gestohlen hatte. Nein, »gestohlen« war das falsche Wort. Geerbt, vielleicht. Wenn Sebastian es richtig verstanden hatte, war der Mann, mit

dem sie zusammenlebte, bereits von der Mutter seines Kindes geschieden gewesen, als sie sich kennengelernt hatten, sodass es moralisch *fair and square* war – selbst die überaus moralische Äffin sah das so (Sebastian, der selbst zunächst unsicher gewesen war, hatte sie gefragt). Hätte Matilda die Wahl gehabt, hätte das Kind wohl nicht unbedingt im Gesamtpaket enthalten sein müssen, dachte Sebastian, obwohl er zugeben musste, dass er sich selbst da nicht ganz sicher war. Wenn Matilda etwas über die Stieftochter schrieb oder redete, tat sie es immer in demselben zynisch-scherzhaften Ton, in dem sie auch über sich selbst sprach, sie erzählte von dem Kind, als sei es ein erwachsener Mensch, dessen Tugenden und Schwächen auch mit dem gleichen Maß gemessen werden konnten. Das war eine fremde Sichtweise für Sebastian, der Kinder als geheimnisvolle Spezies einstufte – und das aus gutem Grund, fand er, nachdem er selbst Einblick in die umwälzenden Prozesse erhalten hatte, die das Gehirn eines Kindes bis in die späte Jugend hinein durchläuft. Manchmal schrieb Matilda auch von Clara – sie wollte wissen, ob er etwas von ihr gehört hätte und ob er wisse, wann Clara auf Matildas Mails zu antworten gedenke. Da die Antwort auf beide Fragen Nein lautete, wich Sebastian ihnen für gewöhnlich aus (er war ein Mensch, der ungern Nein sagte). Er hatte schon seit vielen Monaten nichts mehr von Clara gehört, außer durch vereinzelte Berichte von ihrer Mutter. Und mit ihr, also der Mutter, hatte Sebastian seit seinem Umzug auch erst wenige Male gesprochen. Irgendetwas an ihrer Stimme verkräftete er nicht. Schon als sie ihren Vater vor vier Jahren vor die Tür gesetzt hatte, war sie anschließend verändert gewesen, irgendwie fordernd und ein wenig beschädigt, aber erst, nachdem *das, was passiert war, passiert war*, hatte sie angefangen, Sebastian ein solches Unbehagen zu bereiten. Es war ein Gefühl, als wollte sie etwas von ihm haben, etwas,

das er ihr nicht geben konnte, weil er nicht wusste, was es war. Wie immer war es leichter, nichts zu sagen, als Nein zu sagen.

Die Äffin war vom Baum heruntergeklettert und hüpfte mit ausgestreckter Hand auf Sebastian zu. Erleichtert ließ er sein Telefon wieder in die Tasche gleiten und zog stattdessen eine Tüte getrocknete Bananen daraus hervor, angelte ein paar Scheiben heraus und legte sie in die Handfläche der Äffin. Sie zog die Schulter zum Ohr. Da klingelte es in der Tasche. Verblüfft holte Sebastian erneut sein Telefon hervor.

»Mama? Ich wollte dich gerade anrufen«, sagte Sebastian, was ja auch stimmte. Gewissermaßen. Die Äffin reagierte jedenfalls nicht.

»Sebastian! Weißt du, das habe ich gespürt. Telepathie.«

»Telepathie gibt es nicht, und das weißt du auch. Es gibt keinerlei Beweise dafür«, erwiderte Sebastian aus reiner Routine, obwohl er seit seinem Arbeitsantritt am Institut so einiges gehört hatte, das Zweifel an fast allem aufkommen ließ, was er über die Fähigkeiten des menschlichen Gehirns zu wissen geglaubt hatte.

»Nun, das kann schon sein«, sagte seine Mutter unbekümmert. »Aber ich nehme es mit den Gottesbeweisen auch nicht so genau, wie du weißt. Wie geht es dir, mein Schatz? Ich habe nichts mehr von dir gehört, seit, ja, ich weiß schon gar nicht mehr wie lange! Ist es teuer, von England aus anzurufen?«

Sebastian gab der Äffin ein paar letzte Bananenhäppchen und stopfte die Tüte in seine Tasche.

»Mir geht es gut. Alles in Ordnung. Viel zu tun auf der Arbeit, aber es ist spannend. Mein Verantwortungsbereich wurde erweitert, könnte man sagen.«

Er konnte genau vor sich sehen, wie sie vor Freude die Hand vor den Mund schlug.

»Sebastian! Jetzt bin ich aber stolz. Und was machst du dann genau? Ich verstehe es vielleicht nicht genau, aber ich werde es versuchen!«

»Ich... ich habe nicht die Befugnis, das zu erzählen.«

»Du meinst, es ist geheim?«

»Ja, irgendwie schon. Glaube ich?«

»Glaubst du?«

»Ja«, antwortete Sebastian knapp. »Wie geht es dir? Was macht das Gärtnern?«

»Du bist vielleicht niedlich«, antwortete seine Mutter und lachte. »Die Saison hat noch nicht angefangen, wie du dir vielleicht denken kannst. Aber ich ziehe ein paar schöne kleine Tomatensetzlinge auf der Fensterbank.«

»Tomaten sind gut.«

Dann wurde es still in der Leitung. Sebastian wartete darauf, dass seine Mutter wieder etwas sagte, aber sie schwieg einfach. Dieses Schweigen, dachte er, davor hatte er sich gefürchtet. Er verstand, dass er etwas sagen sollte, aber ihm fiel beim besten Willen nichts ein. Nach ihren Pflanzen hatte er schließlich schon gefragt.

»Und, hast du in letzter Zeit mal mit deinem Vater gesprochen?«, fragte seine Mutter schließlich.

»Nein. Wieso?«

»Ach, nur so. Und mit Clara und Tilda?«

»Nja«, antwortete Sebastian ausweichend. Wenn die von ihm größtenteils unbeantworteten Mails von Matilda dazuzählten, dann schon. Die Äffin schien anderer Meinung zu sein. Demonstrativ begann sie, an Sebastians Bein hochzuklettern. Er versuchte, sie abzuschütteln, während er in seinem erschöpften Gehirn nach irgendetwas kramte, was er ihr erzählen konnte. Zurzeit schlief sie schlecht.

»Tilda beherrscht die Krähe inzwischen richtig gut.«

»Was denn für eine Krähe?«

»Das ist eine Yogaposition, glaube ich. Eine schwierige.«

»Aha. Ja, ich habe mit Zumba angefangen. In der Gerdahallen.«

»Die haben immer gute Angebote.«

»Ja. Hast du alles, um über die Runden zu kommen?«

»Wie bitte?«

»Na, Geld, meine ich. London ist ja teuer.«

»Ich brauche kein Geld, Mama. Ich habe einen Job.«

»Ja, die arme Clara«, seufzte seine Mutter. Sebastian überlegte vergebens, ob er wusste, wovon sie sprach. Er wusste es nicht. Er merkte, wie sein Blick unfreiwillig zu der Äffin wanderte, als könnte sie ihm helfen. Sie starrte unnachgiebig zurück. Wie eine steinerne Statue. Seine Mutter schwieg erneut am anderen Ende. Irgendwann konnte Sebastian nicht mehr widerstehen. Er konnte nicht hören, wie jemand Mitleid äußerte, ohne nachzufragen, weshalb, das war gegen seine Natur.

»Was ist denn mit Clara, Mama?«

Seine Mutter seufzte enttäuscht.

»Also hat sie es dir gar nicht erzählt? Das ist doch schon mehrere Wochen her.«

»Irgendwie war immer so viel zu tun«, sagte Sebastian, und auch das war keine echte Lüge. »Wir haben uns länger nicht gesprochen.«

»Sie ist entlassen worden! Von der Zeitung. Rationalisierung, haben sie gesagt. Wenn das so weitergeht, rationalisieren sie noch das Papier weg, auf dem sie drucken«, sagte seine Mutter desillusioniert. Sebastian brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass es im Prinzip längst so weit war. Stattdessen gab er einen empörten Laut von sich und nahm sich fest vor, sich bald bei seiner Schwester zu melden. Bei seinen beiden Schwestern. Noch an diesem Abend. Oder sobald er es schaffte. Sobald die Abende heller wurden und die Nächte stiller. Sobald er wieder irgendwelche Gefühle hatte, was auch immer, abgesehen von Schuldgefühlen.

»Reden sie miteinander?«, fragte seine Mutter.

Sebastian war so überrascht, dass er im ersten Moment nicht verstand, was sie meinte.

»Wer?«

»Clara und Tilda?«

»Tja, doch ... oder ...« Die Äffin schlug ihre Krallen in seine Jeansbeine. »Was genau meinst du?«

»Du brauchst mir nichts vorzumachen, Sebastian«, erwiderte seine Mutter ernst. »Tilda versucht, es abzutun, und Clara sagt gar nichts, aber ich weiß, dass es nach Violettas Beerdigung einen Bruch zwischen den beiden gab und sie sich anscheinend immer noch nicht wieder versöhnt haben. Und das ist ja ziemlich lange her. Fast ein ganzes Jahr. Das tut mir so leid, Sebastian. Als ihre Mutter. Sie glauben, ich hätte es nicht mitbekommen, aber das habe ich, mir entgeht nichts.«

Was das betraf, war Sebastian nicht ganz so sicher. Dass im Zusammenhang mit der Beerdigung irgendetwas zwischen Clara und Matilda vorgefallen war, stimmte, so viel wusste er auch, aber brüchig war ihr Verhältnis schon lange gewesen. Wahrscheinlich konnte man etwas so Dauerhaftes, einen Zwiespalt, der schon immer existiert hatte, nicht als Bruch bezeichnen.

Sebastian fixierte einen Baum, der seinen Schatten auf die Bank warf. Er wusste nicht, was es für ein Baum war. Clara wusste es. Sie kannte die Namen aller Lebewesen. Sie sagte immer, das sei eine Vorsichtsmaßnahme. Was man benennen könne, sei weniger gefährlich, sagte sie. Dieser Baum sah aus, als trüge er Blüten. Er war von kleinen, blassrosafarbenen Knospen übersät, die nicht größer waren als der Nagel eines kleinen Fingers. Und dort, ganz oben, hatte sich schon eine geöffnet. Auf jedem Ast saßen kleine, rundliche Vögel, und eine Hummel hing kopfüber in der bauschigen Blüten-
glocke. Der Anblick erfüllte Sebastian mit einem Unbehagen,

das er sich zunächst nicht erklären konnte. Dann fiel ihm auf, dass Februar war. Die Blüten erschienen ihm irgendwie ungesund. Unnatürlich. Aber auch so schön, dass es fast wehtat.

»Sebastian?«

»Ja, Mama?«

»Du hast nicht mit deinem Vater gesprochen?«

Sebastian wurde aus seinen Gedanken gerissen und richtete sich auf der Bank auf.

»Nein. Das hattest du doch schon gefragt. Was ist denn mit Papa?«

»Habe ich das? Verrückt«, sagte seine Mutter mit einem nervösen Lachen. »Ich werde wohl langsam senil, ich alte Tante. Wahrscheinlich werde ich selbst bald gefeuert! Tja, mein lieber Sohn, aber jetzt musst du ja bestimmt wieder arbeiten. Du bist doch gerade bei der Arbeit?«

Sebastian betrachtete die Äffin, die sich auf die ganze Länge von fünf Metern entfernt hatte, die ihr die Leine erlaubte, und damit beschäftigt schien, ihr eigenes Spiegelbild im Wasser des Springbrunnens zu betrachten.

»Ja, ich bin bei der Arbeit.«

»Dann will ich dich auch nicht aufhalten. Du kannst dich ja bald wieder melden. Und mal ein bisschen erzählen, wie es dir geht.«

»Mache ich«, log Sebastian.

»Okay.« In der Leitung wurde es erneut still. Sebastian wartete darauf, dass seine Mutter auflegte, damit er es selbst nicht tun musste. Am Ende sagte er: »Dann pass so lange gut auf dich auf.« Ein Laut war zu hören, wie wenn jemand, der lange die Luft angehalten hatte, endlich wieder ausatmete.

»Tschüss, mein Schatz.« Und dann ein Klick.

Die Äffin war ihr Spiegelspiel am Springbrunnen leid geworden und watschelte langsam wieder zu Sebastian zu-

rück. Er griff ihr unter die Arme und hob sie neben sich auf die Bank. Er hatte das eindeutige Gefühl, dass sie etwas von ihm wollte und dass es keine Bananenscheibe war. Dennoch versuchte er es erst einmal damit. Sie schleuderte die Scheibe in den Kies.

»Ich weiß nicht, was meine Mutter will«, sagte Sebastian.

Die Äffin kreischte wütend. Zwei ältere Herren, die gerade auf der anderen Seite des Brunnens vorbeispazierten, drehten sich um und glotzten. Sebastian legte einen Finger auf die Lippen, doch die Äffin kreischte weiter.

»Okay, okay«, flüsterte Sebastian. »Sie will, dass ich mich um diese Familie kümmere. Weil sie denkt, ich wäre der Einzige, der das kann. Das will sie, okay, ich weiß es. Aber was soll ich deiner Meinung nach tun? Was?«

Die Äffin antwortete nicht. Natürlich, denn so intelligent sie auch war – sprechen, sodass ein Mensch sie verstand, konnte sie nicht. Das war natürlich frustrierend, aber auf eine gewisse Weise auch schön. Eine einfachere Form der Kommunikation, von jeglicher Vorstellung von Transparenz bereinigt. Sebastians früheres Bedürfnis, mit einem echten Menschen zu reden, war wie weggeblasen.

»Und weißt du was?«, fuhr er wütend fort. »Vielleicht sollte ich das machen, aber ich will es nicht, verstehst du? Weil ich nichts will. Rein gar nichts.«

Die Äffin legte den Kopf schief. Ihre Augen glänzten, als müsste sie weinen. Sebastian wusste nicht, ob Affen tatsächlich weinen konnten oder ob das eine Unart war, die sich nur der Mensch angewöhnt hatte.

»Du glaubst mir nicht?«

Die Äffin rieb ihren Kopf an seiner Schulter.

»Ich bin so müde«, sagte Sebastian zur Äffin und zu niemandem. *Todesmüd ist's, was ich bin*, hörte er es plötzlich in seinem Kopf erklingen, eine Zeile aus einem Gedicht, an das er sich kaum noch erinnerte. Hatte seine Mutter es vor sich

hin gesummt, abends, wenn sich das schmutzige Geschirr bis unter die Decke türmte und der Vater nirgends zu finden war, wenn Matilda ihre Schwester mit einer schleimigen schwarzen Nacktschnecke zwischen den Fingern durch den Garten jagte und Sebastian mit einem Donald-Duck-Heft auf dem Sofa kauerte und als Einziger das resignierte Lachen seiner Mutter hörte?

»Todesmüd ist's, was ich bin, grässlich müd, gänzlich müd, krank und müd und traurig«, murmelte er jetzt. Die Äffin legte die Arme um seinen Hals, das hatte sie noch nie getan. *»Sag, wo ist mein kleiner Freund, feiner Freund, einz'ger Freund auf der weiten Welt?«*

DAS BILD, WIE ES WAR, wie es an der Wand im Museum seiner Erinnerung hing: Sie hieß Violetta. Das war ihr Name. Sie war seine Freundin, neun Jahre lang. Das, was passierte, war, dass sie starb.

Auf eine gewisse Weise war es seine Schuld.

Doch davor: Liebe.

SIEH, DIE SEIFENBLASE.

Laura Kadinsky war, wie alle Menschen, dreidimensional. Eigentlich wusste sie das auch zweifelsfrei. Wenn sie die Hand auf ihren Oberschenkel legte, krümmte sich die Hand, wie Licht in einem Tunnel, wie die Raumzeit um eine Masse. Und wenn sie den Finger ans Ohr legte, genau ins Epizentrum der Windungen, bog er sich nach innen. Es gab schlicht und ergreifend eine Tiefe in ihr, und sie wusste es.

Trotzdem kamen ihr neuerdings jedes Mal Zweifel, wenn sie sich im Spiegel betrachtete.

Dazu musste man erklären, dass Laura Kadinsky eine durch und durch ästhetische – mit anderen Worten: wirklichkeitsferne – Auffassung von der Welt besaß. Sie hatte ihren Körper immer mit Nike von Samothrake verglichen, plus Arme, versteht sich – die wiederum erinnerten sie an die Gliedmaßen der Puppen in den funkelnden Schaufenstern von Selfridges. Mit anderen Worten hatte sie ihren Körper als schön empfunden, als einen Körper mit Raum und Schwere, mit wieder anderen Worten, als einen wirklichen Körper, dessen Kurven man sehen und anfassen konnte. Wie die meisten Frauen hatte Laura Äonen von Jahren im Angesicht ihrer selbst verbracht. Wenn sie sich derzeit morgens im Spiegel betrachtete, wusste sie deshalb ganz sicher, dass sich etwas Entscheidendes in ihrem Gesicht verändert hatte, so sicher, wie sie die genauen Koordinaten der Leberflecke auf dem Rücken ihrer Tochter kannte und sofort merkte, wenn die Sonne einen neuen herbeigelockt hatte. Doch was genau störte sie, was genau brachte sie eigentlich immer

häufiger dazu, die Stirn an das kühle Spiegelglas zu lehnen und in ihre eigenen Augen zu starren, als wären sie unheilverkündende Kristallkugeln? Sie wusste es nicht genau, er tappte sich aber oft dabei, an ihre Hochzeitsreise nach Paris zu denken, und wie ihr Mann eines Abends in Montmartre darauf bestanden hatte, dass sie ihr Profil von einem der Amateurlünstler auf dem Place du Tertre aus glattem schwarzen Karton ausschneiden ließ. Wie er den Scherenschnitt, als sie nach Hause kamen, sofort an die Wand seines Arbeitszimmers gehängt hatte und seither tatsächlich mehr Zeit mit ihrer Silhouette verbracht als mit ihrem wahren Gesicht.

Dann kam der Tag, an dem ein vager Verdacht in etwas verwandelt worden war, das zumindest äußerlich an Gewissheit erinnerte. Laura hatte eine wie immer tobende Chloe in der Schule abgesetzt und war gerade durch das Tor der Montessorischule gegangen, das wütende Weinen der Tochter noch immer im Ohr schaukelnd – denn so stellte sie sich Kindergeheul immer vor: schaukelnd wie ein Boot, frei und rebellisch, berauscht. Es hatte geregnet, direkt vor dem Tor hatte sich das Wasser in einer Pfütze gesammelt, und Laura war stehen geblieben, um sich selbst darin zu spiegeln, ihre kurze, kindliche Nase und ihren dunklen Pagenkopf zu betrachten; die von ihrem natürlichen Farbschema abweichenden Sommersprossen und den etwas überdimensionierten Mund, der nicht ganz wirklich schien.

Ihr Mann sagte immer, ihr Gesicht würde wie eine Collage aussehen, die an der Wand eines Teenagermädchens hing. Damals dachte sie noch: Dieser Teenie bin ich.

Ich habe dieses Gesicht für Männer wie dich gemacht.

Die Leute denken, man hat das Gesicht, das man hat, und könnte nicht viel dagegen ausrichten. Die Gene sind das, was man ist. Aber das stimmt nicht. Menschen sind wie Pflanzen, sie sichern ihr Überleben durch Befruchtung; indem sie

zu Früchten werden, die gepflückt, gegessen, ausgeschieden werden, und verschiedene Tierarten haben verschiedene Vorlieben: Manche mögen es süß, andere sauer, und manche, wie Lauras Mann, mögen Mädchen mit Körpern wie griechische Göttinnen und Gesichtern wie Picassogemälden (die kubistische Phase). Das wissen alle Teeniemädchen, die mit einer Schere und einem Modemagazin in der Hand dasitzen und Bilder von Frauen zusammenbasteln, die sie vielleicht einmal werden könnten. Die ihr Gesicht verhätscheln wie ein Haustier oder eine Topfpflanze und jene Gesichtszüge düngen, die eines Tages die Männer anziehen werden, die sie haben wollen; sie schmusen mit ihren eigenen Rehaugen und versorgen ihre Cockerspaniellocken mit Feuchtigkeit. Und auf dieselbe Weise radieren sie das aus, was nicht stimmt, hungern ihre Wangen schlank, schließen oder öffnen Lücken zwischen ihren Vorderzähnen – diese Trennlinie, diese magische Trennlinie, die die Männer in zwei Lager spaltet: für oder gegen eine Lücke zwischen den Vorderzähnen (Lauras Mann war natürlich dafür, so wie er Unregelmäßigkeiten ganz allgemein bevorzugte, nur die seelischen nicht) – und die ganz am Ende, wenn alles fix und fertig ist, in die Welt hinausgehen und mit ihren Blütenblättern und Stempeln wedeln, mit allem, was duftet und stäubt.

Dieses Gesicht sah Laura im Spiegel des Wassers, gekrönt von einer grauen Baskenmütze aus Wolle. Und unter dem Gesicht: der lilienweiße Hals, der braunmelierte Strickpulli und der elegant geschnittene Mantel, die schmalen Jeans, die glänzenden Galoschen, die nur als Kräuselung im Wasser erkennbar waren. Dieses Wunschgesicht, an deren Schöpfung sie siebzehn Jahre gearbeitet hatte, um es anschließend weitere siebzehn Jahre zu erhalten und zu verfeinern – plötzlich konnte sie sich nicht mehr davon losreißen.

Der einfachen Mathematik zufolge war Laura also vierunddreißig Jahre alt, keine tauüberzogene Rose mehr, son-

dern eher eine prunkende Dahlie, irgendwo zwischen *lunch* und frühem *afternoon tea*. Es war ein gutes Alter zum Frauen sein, man konnte jeden Tag Lippenstift tragen, ohne wie eine Schlampe auszusehen, und sich (wenn man sich ein bisschen angestrengt hatte) endlich ordentliche Strumpfhosen leisten, solche, die eher schimmerten als staubten, wenn durchs Busfenster ein Sonnenstrahl darauf fiel. Laura fuhr jeden Tag mit dem Bus, von Chloes Schule in Camden zu ihrer Arbeit als Bühnenbildnerin an einem Theater in Spitalfields. Es war eine Reise, die im Berufsverkehr exakt siebenunddreißig Minuten dauerte und Laura genügend Zeit gab, um über klassische Dilemmata nachzudenken wie zum Beispiel, wen sie lieber mochte, Goya oder Velázquez, oder welches Gedicht von Philip Larkin ihr Mann lieber nicht auf ihrer Beerdigung lesen sollte. Ihr Mann hieß im Übrigen auch Philip, ein Name, den sie schätzte – er war sowohl vertraut als auch stilvoll, ein Name für einen Mann, der seine Familie und seine Karriere gleichermaßen schätzte und der sich jeden Tag säuberlich rasierte, außer an Sonntagen, dann briet er stattdessen Arme Ritter.

Ihr Philip war tatsächlich auch im Großen und Ganzen ein solcher Mann, aber wie die meisten Männer wollte er sich nicht mit seiner gegebenen Rolle zufriedengeben, sondern sie ständig herausfordern. Da war zum einen die Sache mit der Rasur: Es kam allzu oft vor, dass er während einer intensiven Arbeitsphase darauf pfiff, sich zu rasieren, er nannte es »das Vorrecht des Künstlers«, und dann konnte Laura noch so oft darauf hinweisen, dass ein kreativer Geist und glattrasierte Wangen keinen Widerspruch darstellen mussten, guck dir doch nur dein großes Idol Philip Larkin an! Er machte trotzdem, was er wollte. Außerdem ließ er auch auf dem Gebiet der Erotik einiges zu wünschen übrig – er war bei Weitem nicht so viril, wie es ein Mann mit all seinen übrigen Eigenschaften sein sollte und, so hoffte Laura, viel-

leicht immer noch werden konnte. Lauras Haut hatte sich während der sexarmen Jahre mit Philip derart elektrisch aufgeladen, dass sich die Spannung nie richtig abbauen ließ. Auch wenn er gerade mit ihr geschlafen hatte und pfeifend in die Küche verschwunden war, um eine ganze Chili zu verschlucken – eine seiner eher exzentrischen Angewohnheiten –, summte Lauras zarte Haut nach wie vor leise vor Verlangen.

Manchmal dachte sie, dass es vielleicht in Wirklichkeit irgendein anderer Mangel war – an Kalium vielleicht, oder an Sonne, vielleicht auch an Katastrophen und Abgründen. Aber nein. Denn was sollte das sein? Es gab keinen Grund, irgendetwas zu fürchten. Sie hatte ein Kind, sie liebte ihr Kind, sie hatte exklusive Galoschen, sie liebte ihre Galoschen, sie hatte ein Gesicht, das sich in einer Pfütze spiegelte, und Philip liebte dieses Gesicht und sie liebte seins. Es gab nichts, wonach sie hätte verlangen müssen, keinen Hunger, der nie gestillt werden würde, keinen Durst, der nie gelöscht werden würde.

Laura wusste, dass sie sich endlich auf den Weg zur Bushaltestelle machen musste, dass es an diesem Tag besonders wichtig war, nicht als Letzte im Theater anzukommen. Heute Abend hatte nämlich ein neues Stück von Marius von Mayenburg Premiere, und Laura hatte gewisse Bedenken wegen des Bühnenbilds. Es gab einige Sachen, die nicht stimmten und korrigiert werden mussten. Vielleicht. Um ganz ehrlich zu sein, kamen die Bedenken vom Regisseur und der Theaterleitung, nicht von Laura, aber seis drum. Sie war nicht so empfindlich, dass sie das Kreuz nicht versetzen würde, wenn es denn unbedingt nötig wäre. Mit anderen Worten, sie hatte es eilig. Warum konnte sie sich trotzdem nicht von ihrem eigenen Gesicht trennen? Was war los mit ihr? Es gab schließlich nichts zu befürchten, warum sah sie in ihren Wasseraugen trotzdem Angst?

Vorsichtig ging Laura in die Hocke, um sich selbst näher zu kommen, und streckte ihre Finger aus, um in ihrem Spiegelbild herumzustochern. Nicht so sehr, um es zu berühren, als vielmehr, um es zu zerstören, den Zauber zu brechen, sich von ihrer bösen Vorahnung einer Nicht-Existenz zu befreien. Was das angeht, ist das Wasser barmherzig, es glättet sich nur vorübergehend, eine Wirklichkeit auf Probe, verhandelbar. Sie streckte die Hand aus, den Finger, und da wurde ihr bewusst, wo der Fehler lag.

Sie war platt geworden.

Durch und durch platt.

Sie betrachtete ihre Hand, und die war zweidimensional – wie bei einer Anziehpuppe. Durchaus sorgfältig ausgeschnitten, vielleicht mit der allerwinzigsten Nagelschere, aus der Nachttischschublade einer Mutter entliehen, aber nichtsdestotrotz: *unwirklich*. Das, was sich in den letzten Monaten bereits im Spiegel angedeutet hatte, war schließlich wahr geworden. Die Glattheit, die Flachheit und die Fügsamkeit, die sich irgendwie um die Nasenflügel und den Frontallappen herum festgesetzt hatte, hatte nun von ihrem ganzen Körper Besitz ergriffen, und seltsamerweise war sie nicht einmal verwundert, sondern lediglich panisch.

Instinktiv schüttelte sie ihre Hand, wie man es macht, wenn man aus einem viel zu tiefen und todesgleichen Schlaf erwacht, sie schüttelte ihre Hand zwei-, drei-, viermal, und jedes Mal schien diese mehr von ihrer natürlichen Kontur zurückzugewinnen. Daumen, Zeigefinger, Mittelfinger, *daddy finger, daddy finger, where are you? Here I am, here I am, how do you do?* Sie hielt sich die Hand vor das Gesicht und betrachtete jeden Finger mit der Neugier eines viermonatigen Babys.

Sie war wieder normal, genau wie ihr Arm, und ihr Spiegelbild auf dem Wasser war zwar platt, wie es Spiegelbilder immer sind, aber dieser merkwürdige Mangel an Schatten,

der vorher da gewesen war – das, was Laura jetzt, da die Schatten wieder da waren, als das ausmachte, was sie im Freud'schen Sinne als *das Unheimliche* erlebt hatte, ein Terminus, an den sie sich vage aus ihrem Studium erinnerte, der nun aber wie ein Echo aus den tiefsten Winkeln ihres Gehirns zu ihr sprach, diese beiden mandelförmigen Horrorkabinette, die tief im durchlässigen Gewebe des limbischen Systems eingebettet waren – diese Abwesenheit war jetzt abwesend, mit anderen Worten, die Schatten waren anwesend, und Laura konnte endlich wieder von ihrem Platz vor der Pfütze aufstehen, leicht benommen und beschämt, wie man sich immer nach einer vorübergehenden geistigen Verwirrung fühlt, in der das Unmögliche nicht allein möglich, sondern sogar augenscheinlich wirklich wird.

Dass sie platt geworden sein sollte!

Lächerlich und unmöglich.

Laura Kadinsky, eine Anziehpuppe!

Natürlich war das ein bizarrer Gedanke. Offenbar hatte ihr Gehirn ihr einen Streich gespielt, wie bei einem Déjà-vu vielleicht, so musste es doch sein. Und während sich Laura endlich der Bushaltestelle und damit auch der Premiere von Marius von Mayenburgs neuem Stück näherte, dachte sie an die Bäckerei in ihrer alten Straße in Dalston, die Déjà Vu Bakery hieß, und wie Philip und sie immer darüber gelacht hatten, wenn sie dort vorbeikamen. *Habe ich dieses Rosinenbrötchen nicht schon mal irgendwo gesehen? Nein, warte, das ist ja nur ein Déjà-vu!* Wider Willen musste sie über diese Erinnerung lachen, obwohl sie bei näherem Nachdenken nicht wusste, ob sie real oder erfunden war.

